





hat. In Valenzia wurde am Sonnabend das Konsulat angegriffen und dessen Wappenschild herabgerissen. Madrider Journale vom 6. d. M. melden, daß zwei Kreuzer kürzlich mit dem Befehl nach Yap abgegangen seien, sich nöthigenfalls mit dem Gewalt in den Besitz der Karolineninseln zu setzen. — Der Vorgesetzte, welchem der Schutz der deutschen Gesandtschaft oblag, wurde seines Verhaltens wegen verhaftet und vor Gericht gestellt.

Der spanische Gesandte in Berlin theilt in einer Depesche vom 5. d. M. seiner Regierung eine Unterredung mit dem Vertreter des Auswärtigen Amtes mit, nach welcher letzterer sich dahin geäußert habe, daß der Kapitän des deutschen Kanonenbootes die Instruktion gehabt, die deutsche Flagge nicht aufzuhängen, falls die spanische Flagge aufgespannt würde. Der Zwischenfall auf Yap dürfte die Verhandlungen weder beeinflussen, noch ein gutes Resultat verhindern. Der Zwischenfall und das Verhalten des deutschen Kommandanten könne die Rechtsfrage nicht präjudizieren, da Deutschland, wenn es spanische Ansprüche geltend, jede Bestätigung bis zur Herstellung eines Arrangements verhindert hätte. Die Okkupation wäre nicht erfolgt, falls eine telegraphische Verständigung möglich gewesen wäre.

Der letzte spanische Ministerrath beschäftigte sich mit den maritimen und militärischen Hilfsquellen des Landes und dem Vertheidigungszustand der Kolonien. Die Generale Campos und Jovellar wurden zur Berathung zugezogen. Es soll der Beschluß gefaßt worden sein, eine Note nach Berlin zu senden, welche die Zurückgabe der Karolineninseln als unerlässliche Bedingung und als Ausgangspunkt der Unterhandlungen fordert, die Rechte Spaniens späterer Erörterung überlassend; zum Bruche solle nur geschritten werden, falls Deutschland jedes Zugeständniß verweigere. Inzwischen sollen antideutsche Kundgebungen unterdrückt werden, nöthigenfalls sogar durch Suspension der konstitutionellen Garantien (Belagerungszustand). Auch der Madrider Korrespondent der „Times“ meldet, daß spanische Kabinete habe beschloffen, den Vorschlag, die Karolinenfrage einem Schiedsrichter zu unterbreiten, abzulehnen, aber die Unterhandlungen fortzusetzen.

Die offiziöse „Nordd. Allg. Ztg.“ enthält heute folgende sehr verächtlich klingende Auslassung: „Der Mangel an Besonnenheit, mit dem seitens der spanischen Presse und Bevölkerung die Thatsache der Landung des „Atis“ (nach bisherigen Nachrichten war es die „Hyäne“) auf der Insel Yap aufgefaßt worden ist, hat bei uns, wo man gewohnt ist, den Weg diplomatischer Verhandlungen bei Meinungsverschiedenheiten zwischen Regierungen nicht zu verlassen, wesentlich überrascht. Das Kanonenboot hatte den Auftrag, welchen es jetzt ausgeführt hat, schon vor mehreren Wochen erhalten. Niemand konnte damals erwarten, daß eine Thatsache, wie sie bei den neuerlichen kolonialen Ausgleichungen wiederholt vorgekommen ist, die spanische öffentliche Meinung um ihre ganze Ueberlegung bringen würde. In Beziehungen mit anderen Nationen wäre ein solches Vorkommniß undenkbar. Selbst wenn die deutsche Regierung die unberechtigten Erregbarkeiten der spanischen Nation aber hätte in Anrechnung bringen und auf den Karolinen res integra für spätere Verhandlungen stehen halten wollen, so wäre es wegen Mangels an jeder Verbindung nicht mehr möglich gewesen, den „Atis“ noch zu erreichen. Das Kanonenboot hat seiner Zeit die Ordre erhalten, nach erfolgter Befreiung von Manila anzulanden und mittels des spanischen Telegraphendrahns das Veranlaßte zu melden. Auch hieraus ist ersichtlich, daß man bei uns nicht im Entferntesten geglaubt hat, in Spanien einer Aufnahme unserer Mittheilung über die Flaggenhissung zu begegnen, wie sie jetzt dort Platz gegriffen hat.“

In Sachsen sind die Landtagswahlen vor der Thür und die verschiedenen Parteien eifern aufs Aeußerste zum Wahlkampf. Wie bei den letzten Wahlen, so suchen auch jetzt wieder die Konservativen mit den Liberalen einen Ordnungsbund einzugeben, um sozialdemokratische Erfolge zu verhindern, was um so leichter gehen kann, als der Unterschied zwischen diesen beiden Parteien gleich Null ist. Eins der reaktionärsten sächsischen Blätter, die „Dresdener Nachrichten“, forderten folgendermaßen zum Zusammengehen auf: „Wir richten an alle Ordnungsparteien in denjenigen Wahlkreisen, wo sie zum Gaudium der Sozialdemokratie sich noch feindselig verhalten, die dringende Bitte: den gefährlichen Luxus sog. Jähllandidaturen zu unterlassen! Die Neue kommt dann zu spät. So schroffe Gegensätze trennen in Sachsen die Konservativen, Nationalliberalen und Fortschrittler nicht von einander, als jede dieser Parteien von den Sozialdemokraten getrennt ist. Lasse man doch das Trennende vor dem Gemeinsamen zurücktreten!“ — So ist's richtig. Voraussetzlich wird der Appell auch nicht erfolglos sein, Arm in Arm werden Konservative und sog. „Fortschrittl.“ als Ordnungspartei die Sozialdemokratie in die Schranken fordern.

Die Bundesratsausschüsse, welche mit der Vorbereitungen der Ausführung bestimmungen zum Börsensteuergesetz betraut waren, traten am Montag Vormittag 11 Uhr zusammen und beendeten nach mehrstündiger Berathung ihre Arbeiten. Im Wesentlichen soll die seitens des Reichschatzamts

Hertha gab keine Antwort, aber fester drückte sie ihr Antlitz auf seine Kniee.

Sansf und behutsam, als ob sie ein kleines Kind gewesen wäre, befreite er sich sobann von ihrem krampfhaften Griff, und nachdem er sie emporgelassen, führte er sie an sein Lager, auf welches er sie vorsichtig niederdrückte.

Hertha ließ Alles ruhig mit sich geschehen, und als der heftigste Anbruch ihres Schmerzes sich erst gelegt hatte, weinte sie still und ergeben vor sich hin.

Jansen durchmaß unterdessen mit langsamen, schweren Schritten das Gemach; die Arme hatte er verschränkt, das Kinn mit dem busigen Bart ruhte wieder auf seiner Brust, und starr, als hätten sie die Sehkräft verloren, waren seine Augen auf den Fußboden gerichtet. Nach seiner Rechte, die überwältigt von der Last ihres Kummers, auf die Seite gesunken war, blickte er kein einziges Mal hinüber. Wenn aber zeitweise heftigeres Schluchzen zu seinen Ohren drang, dann seufzte er wohl tief auf, und wie um sich der schmerzlichen Gefühle zu erwehren, ging er einige Schritte im schnelleren Takt.

Die Sonne war zur Küste gegangen, der westliche Himmel aber glühte noch bis zum Zenith hinauf in dem schönsten Purpurroth, einen schwachen Schimmer der prachtvollen Farbe auf alle Gegenstände überirragend, die seiner unmittelbaren Beleuchtung ausgesetzt waren. In die Gemächer, deren Fenster gegen Westen lagen, drang es wie der Schein einer furchtbaren Feuerbunst. Derselbe Kontrast der geheimnißvoll mit den dunkeln Schatten in den Winkeln und erzeugte gerade dadurch jene verlockende Dämmerung, welche den Mangel einer künstlichen Beleuchtung nicht eher bemerkbar macht, als bis man, aus tiefem Nachdenken erwachend, oder am Ende einer seffeln Nachhaltung, sich plötzlich von finsterner Nacht umgeben findet.

Auf Hertha's halb sichtbaren bleichen Zügen ruhte ein rosiges Schimmer, mit welchem die Abendröthe sie durch das gegenüberliegende Fenster hindurch zauberisch schmückte. Der Schimmer wich und kam, je nachdem Jansen vorüberschritt und auf Augenblicke das schmale Fensterchen fast ganz mit seiner breiten markigen Gestalt verdeckte.

gemachte Vorlage zur Annahme gelangt sein; die meisten Abänderungen, die noch beschloffen wurden, sind mehr redaktioneller Natur.

Der Bundesrath hat bekanntlich dem Reichskanzler die Ermächtigung erteilt, welches Raarenverzeichnis neu entwerfen zu lassen, welches später durch ein definitives ersetzt werden soll. Wie die offiziösen „B. V. M.“ hören, tritt die aus höheren Beamten bestehende Kommission, welche die definitive Feststellung des amtlichen Waarenzeichnisses vorbereiten soll, am Mittwoch, den 9. d. M., im Reichschatzamt zusammen.

Die Kommission zur Ausarbeitung eines bürgerlichen Gesetzbuches hat ihre Beratungen im Juli d. J. zum Zweck der Erholung ihrer Mitglieder für mehrere Wochen unterbrochen. Am 3. d. Mts. hat sie, wie schon berichtet worden, ihre Beratungen wieder aufgenommen. Ueber den gegenwärtigen Stand der letzteren theilt der „Reichs-Anzeiger“ folgendes mit: „Von den fünf Theilen, aus welchen das Gesetzbuch bestehen wird, sind nicht allein die drei ersten Theile (der allgemeine Theil, das Recht der Schuldverhältnisse und das Sachenrecht) dergestalt vollendet, daß ein von der Gesamtkommission genehmigter Entwurf in erster Berathung abgeschlossen vorliegt, sondern es ist auch die Berathung des Familienrechts nicht unternommen fortgeschritten, so daß auch deren Beendigung in naher Zeit zu erwarten ist und nur noch der Entwurf des Erbrechts aufzustellen ist. Hiernach darf mit Sicherheit erwartet werden, daß der Zeitpunkt der Vollendung eines vollständigen zur Publikation geeigneten Entwurfes nicht weit mehr aussteht. Wenn bisher der Abschluß des wichtigen Werkes, welches der Kommission anvertraut ist, sich verzögert hat, so sind nicht allein die großen Schwierigkeiten zu würdigen, die sich der Aufstellung eines so schwierigen bürgerlichen Rechts aufwerfen, für das ganze Deutsche Reich berechneten Gesetzbuches nach der Natur der Dinge entgegenstellen, sondern es ist zugleich in Anschlag zu bringen, daß die Beratungen der Gesamtkommission nach Erledigung der mühseligen und zeitraubenden Vorarbeiten der Redakteure beauftragten fünf Mitglieder erst im Oktober 1881 haben beginnen können, daß ferner manche auf zufälligen Gründen beruhende Hemmnisse zu überwinden waren, wohin insbesondere die aus der Erkrankung und dem Tode eines der Redakteure hervorgegangene Störung zu rechnen ist. Desto erfreulicher ist es, daß der gegenwärtige Stand der Dinge einen so erheblichen Fortschritt bezeugt.“

Aus Stuttgart wird der „Frankf. Zeitg.“ geschrieben: Im Februar vorigen Jahres petitionirten die Arbeiter Stuttgarts aus Anlaß des Schreinerstreiks, der über dreihundert Gewerbestreikfälle im Gefolge hatte, bei dem hiesigen Gemeinderath um Einführung eines Gewerbeschiedsgerichts durch Ortsstatut. In der demokratischen Presse dieses Verlangens unterstützt, dagegen fand es bei den Gemeindevorsteher wenig Anklang. Nunmehr hat der Gemeinderath doch einen diesbezüglichen Entwurf beraten, welcher zur Einnahme öffentlich auf dem Rathhause ausliegt, und denselben in seinen Grundzügen angeht. Die wichtigste Frage bei derartigen Einrichtungen, wenn sie das Vertrauen der Rechtsgenossen gewinnen sollen, ist offenbar die Zusammensetzung. Daß die Mitglieder gleichmäßig aus Arbeitgebern und Arbeitnehmern zu entnehmen sind, steht durch Rechtsgesetz fest und es handelt sich nur noch um die Art und Weise, wie die Besizer gewählt werden sollen. Die Bestimmungen, die der neue Entwurf hierüber trifft, sind unglücklich. Die Wahl soll nämlich in der Weise erfolgen, daß die Vorstände der mehr als 100 Mitglieder zählenden Ortskrankenkassen, der eingeschriebenen Hilfskassen und örtlichen Verwaltungsstellen mit bestimmtem öffentlichen Charakter, der Betriebskrankenkassen je einen Arbeitgeber und -Nehmer und endlich der Gewerbeverein  $\frac{1}{4}$  der auf diese Weise sich ergebenden Personen dem Gemeinderath präsentiren, aus welchen letzterer je 25 einer der beiden Kategorien angehörige Besizer mit möglichster Berücksichtigung der vorwiegend vertretenen Gewerke und Fabrikationszweige auswählt. Dieser Verfahren ist offenbar sehr komplizirt und geeignet, einseitige Resultate zu ergeben und muß daher die Unzufriedenheit der Arbeitnehmer erwecken. Es läßt sich nicht absehen, warum nicht das allgemeine direkte Wahlrecht adoptirt worden ist, das von anderen Städten bereits mit Erfolg eingeführt worden ist. Bei der für unsere Produktionsordnung charakteristischen Gegenständigkeit von Arbeit-Gebern und -Nehmern ergibt offenbar nur die beiden Richtungen offenstehende freie und direkte Wahl ein Gericht, dem sich beide Interessentkreise mit Vertrauen unterwerfen.

Die Petition für das Arbeiterschutzgesetz soll, wie der „Frankf. Ztg.“ telegraphisch mitgetheilt wird, in München 14 000 Unterschriften erhalten haben.

Barmen, 5. September. In Folge der Versammlung Barmer und Elberfelder Sozialdemokraten im Saal des Wirtes Bruns auf Eynern ist, wie die „Schwelm. Ztg.“ berichtet, von einer Anzahl Mitglieder des Herzkaemper Arbeitervereins, der in dem Bruns'schen Lokale tagt, ein Antrag „wegen Verlegung des Vereinslokales“ eingebracht worden,

Minuten verrannen; der Schimmer der Abendröthe erhielt eine tiefere Schattirung, und dunkler wurde es in den Ecken und Winkeln.

Da blickte Jansen plötzlich vor Hertha stehen. „Eine Frage beantworte mir, mein Kind,“ sagte er so freundlich und milde, wie es ihm bei seinem, durch langjährige Gewohnheit zur andern Natur gewordenen Ernst nur möglich war.

Hertha richtete sich auf und harrie, ergeben in ihr Geschick, schweigend der Worte, die ihr Onkel ihr zu sagen haben würde.

„Der fremde Offizier hat mit Dir gesprochen, wie es sonst nur zwischen den vertrauesten Freunden gebräuchlich, und wie ein Gentle eigentlich nicht zu einem Mormonenmädchen sprechen sollte. Bestimme Dich genau, mein Kind, was für Gründe gab er an, die ihn veranlaßt hätten, damals in New-York von der beabsichtigten Durchsuhung des Dampfbootes abzusehen?“

Hertha sann etwa eine Minute lang nach. „Unübersteigliche Hindernisse hätten ihn abgehalten, unter dem Vorwand einer gesetzlichen Durchsuhung nach mir auf dem Dampfboot zu forschen; das sind seine eigenen Worte,“ entgegnete sie dann, da es ihrem Gefühl widersprach, noch irgend etwas zu verschweigen oder vor ihrem Onkel geheim zu halten.

Jansen nickte beifällig und schritt noch einmal in der Stube auf und ab, worauf er wieder vor seine Rechte trat. „Ist das Alles? Hat er nicht erwähnt, welcher Art die Hindernisse gewesen? Hat er nicht von Abraham, Reynolds oder von mir gesprochen?“

„Weder von dem Einen, noch von dem Andern,“ gab Hertha zur Antwort, „er ließ mich aber errathen, daß er glaube, man habe ihn absichtlich von mir fern gehalten, und daß es ihm sehr — leid gethan, mich nicht vor meiner Abreise gesehen und gesprochen zu haben.“

„Sagte er nichts?“

„Benigstens nichts, auf das Deine Frage Bezug haben könnte.“

„Hat er nicht geschmäht auf Reynolds, auf mich oder irgend Jemand, der Dir nahe steht?“

in welchem es wörtlich heißt: „Durch die Sozialisten-Versammlung am Sonntag ist unser Vereinslokal entweiht, die Kriegerfahne gehört mit der tothen Fahne nicht unter ein Dach.“

Aus Warschau kommt eine Nachricht von einem russisch-preussischen diplomatischen Konflikt. Der preussische Konsul, Baron Rechenberg, setzte eines Tages, als er vom Ober-Polizeimeister herauskam, gleich im anstehenden Zimmer seinen Hut auf. Als der Kammer-Gebild Müller, der den Konsul angeblich persönlich nicht kannte, dies bemerkte, rief er ihm zu, den Hut abzunehmen. „Was sagen Sie?“ fragte der Konsul in deutscher Sprache. Der russische Beamte nahm darauf dem Konsul den Hut vom Kopfe, was den Baron Rechenberg veranlaßte, dem Beamten eine thätliche Beleidigung zuzufügen. Es wurde über den Vorfall ein Protokoll aufgenommen, in dem ausdrücklich konstatiert ist, daß in dem Zimmer, wo sich das Berichtete abspielte, ein Bild des Jars hängt. Der Warschauer Korrespondent des „Glas“, welcher von diesem Vorfall berichtet, aber mit Vorsicht behandelt sein will, bemerkt zum Schluß: „Es ist nicht bekannt, welches Ende diese Angelegenheit nehmen wird. Obwohl man hier allgemein annimmt, daß der Konsul abberufen werden wird, gestatten Sie wohl, daß ich in Etsch-Polle ein ungläubiger Thomas bin.“

Aus Etsch-Polle bringen die Nachrichten ein, daß der „Courier de la Moselle“, welcher in Nancy gedruckt wird und in Nancy und Metz erscheint, durch Erlaß des Ministeriums in Straßburg vom 29. August provisorisch verboten ist. Man nimmt an, daß einige die Karolinen-Inselfrage betreffende Artikel die Veranlassung hierzu gewesen. Der „Courier“ ward seit seiner Ueberlieferung nach Nancy wenig gelesen und hatte nur noch einige hundert Abonnenten.

### Franreich.

Der orleanistische „Soleil“ äußert sich zu dem deutsch-spanischen Konflikt folgendermaßen: „Der König von Spanien befindet sich augenblicklich zwischen zwei Feuern: vor ihm Deutschland und hinter seinem Rücken die Revolution. Weicht er zurück, so stürzt ihn die Revolution. Geht er vor und die Ereignisse nehmen eine schlimme Wendung, dann führt die Revolution nach innen. Im ersten Falle wird man ihn anklagen, die Ehre Spaniens verrathen, im zweiten Falle die Interessen Spaniens gefährdet zu haben. Er wird nicht zurückweichen: das liegt nicht in seinem Charakter, mit Recht oder Unrecht wirft man Alfonso XII. gar Manches vor: nie aber hat man ihm noch Mangel an Energie vorgeworfen. Spanien wird daher nicht nachgeben. Wird Deutschland nachgeben? Es kann dies; es ist mächtig genug dazu. Geht es nicht nach, so ist dies der Krieg. Der Krieg zwischen Deutschland und Spanien; der Krieg vor unseren Thoren; der Krieg zur See im Golfe von Gascogne, in der Meerenge von Gibraltar, an der Küste Marokkos, zwei Schritte von Algerien. Wir sagten soeben, der König von Spanien wäre zwischen zwei Feuern; auch Frankreich wird am Tage, wo der Krieg ausbricht, zwischen zwei Feuern stehen. In dieser Lage brauchen wir viel Kaltblütigkeit; allein wir benötigen auch die volle und freie Verwendung unserer Kräfte; das ist, um in ein Abenteuer zu stürzen, sondern um uns davon zu bewahren; und um uns in den Kampf zu wagen, sondern um ihn zu überwachen. Ach, hätten wir nicht Tonkin gemacht und den Kanal der beiden Meere gebaut! Hätten wir nicht einen Theil unserer militärischen, maritimen und finanziellen Kräfte in einem Unternehmen ohne Nutzen und ohne Zukunft vergeudet! Und hätten wir uns des Mittels versichert, unsere Schiffe aus dem Ozean nach dem Mittelmeere und aus dem Mittelmeere nach dem Ozean gelangen zu lassen! Ohne uns um die Straße von Gibraltar zu kümmern! Wie wäre da unsere Lage besser! Wie hätten wir da unsere Hände freier! Wie hätten wir da unseren Geist ruhiger! In der Politik darf man nichts Unnützes machen, alles Unnütze ist gefährlich. Man schläft ein, wiegt sich von einem Traume eines indo-chinesischen Reiches, und man wacht mit einem Kriege vor den Thoren auf.“

In dem intransigenten „Radikal“ heißt es: „Wenn der König Alfonso XII. irgend einen dunklen und ungesteuerbaren monarchischen Vertrag mit Spanien abgeschlossen hat, so fällt er; wenn er es versucht, die bewundernswürdigste Bewegung des Patriotismus mit revolutionären Wählern zu verwechseln, so fällt er; wenn er zurückweicht, so fällt er; er muß Dank der Fatalität mit Spanien marschiren, an seiner Spitze, da er nun einmal dort ist, oder sein Haupt fällt; England und Frankreich haben das zu befolgende Beispiel gegeben. Wir in Frankreich sehen aufmerksam zu! Betrachten wir in Deutschland die Kengstlichkeiten einer Tyrannei, in Spanien das Erwachen einer Nation. . .“

Und der revolutionäre „Cri du peuple“ schreibt: „Zu den Waffen! Ja, Ihr Bürger Jerseits der Pyrenäen, aber wie die sozialistische „Bande“, deren Erscheinen man in der Provinz von Cabiz meldet, gegen Guren Ludwiger XVI. und seine Montmorin à la Canovas. Nur durch Sicherstellung ihres Rückens durch die Lage vom 10. August und 2. September blieb die Volksbegeisterung bei Valmy Siegerin. 1870 hingegen geriet man in die Sackgasse von Sedan, weil man:

„Geschmäht hat er überhaupt nicht, nur auf eine Gefahr wies er hin, die mir aus dem Mormonenthum selbst erwachsen könne; aber auch davon schwieg er, sobald ich ihn bat, nicht die Religion zum Gegenstand der Erörterungen zwischen uns zu wählen.“

Hertha sagte dieses ohne alle äußere Erregung, aber in dem leisen, klagenden Ton ihrer Stimme lag eine ganze Welt voll Schmerz und Enttäuschung.

Jansen blickte schweigend auf sie nieder. Es war schon zu dunkel geworden, um seine, der durch das Fenster einbringenden schwachen Beleuchtung abgewendete Physiognomie noch genau zu untersuchen. Hertha würde sonst wohl kaum übersehen haben, daß ein ungewöhnlich milde, feierlicher Ausdruck das eberne, männliche Gesicht förmlich verschönte. Der Umstand, daß er seit mehreren Tagen dem leitenden Einfluß Reynolds entzogen gewesen, machte sich schon jetzt geltend bei ihm.

Die Stille des Gemachs unterbrach nur die tiefen, regelmäßigen Athemzüge Jansen's und das lehte krampfhaftes Auffschlagen des jungen Mädchens, wie es wohl bei Kindern geschieht, wenn sie sich in den Schlaf gewiegt haben.

„Hertha, bleibe ruhig hier,“ sagte Jansen dann, nachdem er endlich zu einem festen Entschluß gelangt war. „Niemand soll Dich stören. Hoffe und vertraue auf die Allmacht des Erlösers. Sei stark, um jedem drohenden Mißgeschick mit ruhiger Ueberlegung zu begegnen, und die Würden, welche Dir zu tragen von dem Herrn zuerkannt werden, fromm und ohne Murren auf Dich zu nehmen. Erwarte auf dieser Stelle meine Rückkehr, und möge Gott Dich segnen, meine liebe Tochter, Du heiliges Vermächtniß meines ehrentwerthen Bruders und seiner braven, engelgleichen Gattin.“

Bei diesen Worten neigte er sich zu Hertha nieder, die bei der Erinnerung an ihre Eltern wieder heftiger zu schluchzen begonnen hatte, und drückte einen Kuß auf ihre Stirn.

Leise schlich er nach der Thür hin, welche zu Hertha's und der Demoiselle Corbillon Wohngemach führte. Sorgfältig verriegelte er dieselbe, und dann entfernte er sich eben so leise durch die unmittelbar auf den Hof führende kleine Pforte. Auch diese verschloß er, um jeden Eindringling von



„Berlin! a Berlin!“ geschrien, statt auf die Tuilerien zu  
marschieren. Ueberlegt, Brüder Spaniens, und machet rasch!  
— „Angeichts der ersten Nachrichten“, schreibt die offi-  
zielle „Republique française“, „die aus Madrid eintreffen und  
von der Diplomatie die Suche nach einer friedlichen Lösung sehr  
erschweren, tritt an Frankreich eine gebietende Pflicht heran:  
es muß ganz laut seine vollständige Neutralität bezeugen. In  
der Mitte zwischen den beiden im Konflikt befindlichen Mäch-  
ten gelegen, hat es sich nur so nicht in deren Handel zu mischen,  
damit es ihnen unmöglich werde, sich zu Lande zu begegnen,  
wenn sie unglücklicherweise einander gerathen sollten. Der  
Kampf würde sich so auf einen Seerrieg beschränken. Allein  
es genügt nicht, daß Frankreich verweigert, an den militärischen  
Operationen theilzunehmen, es ist sehr dringend notwendig,  
daß es nicht einmal durch seine Haltung den Anschein hat, als  
ermuntere es einen seiner Nachbarn. Dieser Handel berührt  
in nichts unsere Interessen und eine demokratische Nation hat  
nur ihre Interessen im Auge zu behalten, besonders wenn sie  
erst kürzlich eine schmerzliche Krisis durchgemacht hat. Wir  
verständigen uns gegen das Vaterland, gegen die kommenden  
Geschlechter, lieben wir uns da von unserem Gefühl leiten oder  
unserer Leidenschaft mit fortziehen. Ziehen wir nur die kalte  
Ueberlegung zu Rathe.“ — Die „Republique française“  
nichtet ihre Mahnung besonders an die Presse und an gewisse  
Gesellschaften, deren blinder patriotischer Eifer leicht Unheil  
anzichtet.

### Italien.

Zu dem am 16. November d. J. in Rom zusammen-  
tretenden internationalen Kongresse für Gefängnißwesen, der  
im Ausstellungspalaste der schönen Künste tagen wird, haben  
die Entsendung amtlicher Vertreter bisher die folgenden Staaten  
angesagt: Oesterreich, Ungarn, Baden, Baiern, Belgien, Bra-  
silien, Dänemark, Frankreich, Mexiko, Niederlande, Rußland,  
Schweden und Norwegen, Vereinigte Staaten von Amerika,  
die Schweiz und Uruguay. Gleichzeitig mit dem Kongresse  
wird eine Ausstellung der Topen der bei den zivilisirten  
Nationen der Welt im Gebrauche stehenden Gefängniß-  
zellen und eine solche der in den Gefängnissen Italiens und  
des Auslandes von den Sträflingen ausgeführten Arbeiten  
stattfinden.

In Livorno streikten die Bädergehilfen, weil ihnen eine  
Überlange Arbeitszeit zugemutet wurde. Die Meister haben  
sich nun mit den Streikenden dahin geeinigt, daß die Gehilfen,  
welche Nacharbeit verrichteten, zu keiner Dienstleistung bei Tag  
herangezogen würden. Dagegen wird ein neuer partiteller  
Bäderstreik wegen Zwistigkeiten zwischen Meistern und Gesellen  
aus Parma gemeldet.

### Amerika.

Nach den neuesten Nachrichten über den Angriff der weißen  
Arbeiter gegen die in den Bergwerken angestellten Chinesen  
im Territorium Wyoming ist derselbe schlimmer gewesen, als  
anfänglich angenommen wurde. Mehr als 500 Chinesen  
wurden aus der Stadt vertrieben, 50 getödtet und 100 Häuser  
niedergebrannt. Man glaubt, daß viele Leichen der getödteten  
Chinesen verbrannt oder unter den Trümmern begraben sind.  
Die Chinesen befinden sich jetzt ohne Nahrungsmittel in einem  
Bergflorste im Westen der Stadt. Der Gouverneur von Wyom-  
ing ist mit Eisenbahnbeamten in Hot Springs angelangt  
und man befürchtet keinen weiteren Ausbruch. Den hungern-  
den Chinesen sollen Lebensmittel gefandt werden. Von Ge-  
neral Warren sind Hundestruppen berufen worden, um die  
Ordnung aufrechtzuhalten, und sind bereits Vorbereitungen zur  
Entsendung von Detachements aus den Forts Steel und Brid-  
ger, den Hot Springs am nächst gelegenen Posten, getroffen  
worden.

### Lokales.

Der örtlichen Straßenbau-Verwaltung,  
Abtheilung I, haben im Jahre 1884/85 im Ganzen 2400 Bau-  
gesuche vorgelegen, von denen 2299 genehmigt, während 109  
theilweise abgelehnt, theilweise zurückgezogen worden sind und  
am Schlusse des Verwaltungsjahres noch unerledigt waren.  
Von diesen Baugesuchen befanden sich 15 Gesuche um Er-  
weiterung zum Ausbau von Stadtbahnwegen; nach diesen war  
die Einrichtung von 6 zusammenhängenden Bogen zu einer  
Reinigung des Kanals, während 12 Bogen zu Werkstätten  
und Remisen bestimmt waren. Weitere 11 Bogen sollten nach  
den Projekten zu Lager resp. Wirtschaftsräumen und einer  
zur Aufstellung eines Dampffelds hergerichtet werden. Es  
sind hiernach bis jetzt im Ganzen für 124 Stadtbahnwegen  
Bauvorhaben zur straßenbaupolizeilichen Genehmigung vor-  
gelegt worden. Von allgemeinem Interesse dürfte noch der  
Umsand sein, daß, während früher gegen die Verfügun-  
gen der Verwaltung nur die Klage beim Bezirksverwaltungsgericht  
für zulässig erachtet wurde, nach dem Besetze über die allge-  
meine Landesverwaltung vom 30. Juli 1883 nicht nur die  
Klage, sondern auch die Beschwerde zulässig ist, und daß jedes  
der beiden Rechtsmittel spätestens 14 Tage nach erfolgter Zu-  
stellung der Abweisung eingereicht werden muß.

Den jungen Mädchen fern zu halten; und nachdem er den  
Schlüssel ausgezogen und oben unter das niedrige Dach  
zwischen zwei Balken geschoben, begab er sich langsam und  
erregten Hauptes über den nunmehr schon ganz dunkeln Hof  
nach dem Gefängniß hinüber.

„Ich will zu den Gefangenen hinein,“ sagte er zu dem  
Wächter, der vor der Hausthür saß und ein kurzes Thon-  
röhrchen rauchte.

Dieser, ein wortlanger Mann, nickte stumm mit dem  
Kopfe, stand aber sogleich auf und schritt Jansen voran in  
den Hof hinein.

Nach einigen Minuten lehrte der Schließer wieder zu-  
rück, aber nicht allein, sondern Raft begleitete ihn.

Nachbarlich setzten sich Beide sodann auf den Holzbo-  
den nieder; der Bootsmann zündete ebenfalls sein  
Röhrchen an, allein es dauerte lange, ehe sie die gegenseitige  
Einkennung so weit überwand, daß sie zuerst einzelne  
Wörter wechselten und sich endlich in eine oberflächliche,  
mit sarkastischen Bemerkungen durchflochtene Unterhaltung  
verließen.

Ringsum in den Blockhäusern war unterdessen Licht an-  
gezündet worden. Die kleinen unregelmäßigen Fenster, die  
überall paarweise in derselben Höhe lagen, schauten, als  
wären sie die glühenden Augen der einzelnen Häuschen ge-  
wesen, mit einem überaus friedlichen und heimathlichen  
Lächeln auf den Hof hinaus, wie um das rauchlose Feuer  
unter der Plattform zu betrachten, um welches sich die No-  
tizen mit allen äußeren Zeichen des Wohlbehagens gelagert  
hatten.

Das Fenster des Gemachs, in welchem Bertha sich be-  
fand, blieb dagegen dunkel. Die Unterhaltung mit ihrem  
Vater hatte zu erschöpfend auf sie eingewirkt; sie war, nach-  
dem sie den unaufhaltsam hervordringenden Thranen noch  
einmal ganz ihren freien Lauf gelassen, eingeschlafen. Was sie  
während ihres Schlummers in Vergessenheit versenkt. Noch  
einige Male schluchzte sie leise auf, und dann wurde es ganz  
stille um sie her; in der That, so still, als hätten die Engel

w. Die in den Straßen aufgestellten öffentlichen  
Brunnen werden fast ausnahmslos von den Schulkindern als  
willkommenes Spielzeug benutzt, wobei es häufig vorkommt,  
daß die Zugstangen abgebrochen, die Schlagringe von Gummi  
abgeschnitten und andere Beschädigungen an den Brunnen  
ausgeführt werden. Hierdurch entstehen der Stadtgemeinde  
nicht unerhebliche Kosten, welche aus dem Säckel der Steuer-  
zahler entnommen werden müssen. Diefem Unfuge zu steuern,  
hat bisher noch nicht gelingen wollen, da die wenigen städtischen  
Beamten anderweit mit Arbeiten überhäuft sind, das Publikum  
aber sich vollkommen theilnahmlos dagegen verhält. Abhilfe  
könnte nur geschaffen werden, wenn das Publikum, das ja das  
größte Interesse an der Erhaltung der öffentlichen Brunnen  
hat, selbst jedesmal eingriffe, wo solcher als Spielzeug der  
Kinder dient. Die städtische Bau-Deputation wird aber auch  
sowohl das königliche Polizei-Präsidium ersuchen, die Schul-  
männer mit dahingehenden Anweisungen zu versehen, als auch  
die städtische Schuldeputation bitten, die Direktoren der städtischen  
Schulen zu veranlassen, daß sie belehrend auf die ihnen unter-  
stellten Schulen einwirken.

r. Das Finken-Frühstück. Die in Berlin lebende  
Wittve eines pensionirten Kreisgerichtsraths hat von diesem  
ein kleines Kapital ererbt, das einem nahe bei Berlin ange-  
legenen Grundbesitzer auf Hypothek geliehen ist und von dem  
er die Finken alljährlich im September, nach der Ernte, zu  
entrichten pflegt. Noch bei Lebzeiten des alten Herrn Rathes  
kam der Landmann zur Finkenzahlung stets persönlich nach  
Berlin und wurde dann von seinem Gläubiger jedesmal mit  
einem opulenten Frühstück bewirthet und nach dem Tode des  
Gläubigers behielt auch dessen Wittve diese Gewohnheit bei,  
freilich nicht ohne der Verdauungsfähigkeit des ländlichen Ma-  
gens ihres Schuldners Ersäunen und Bewunderung zu sollen.  
Im vorigen Jahre blieb die Finkenzahlung aus; wiederholte  
Mahnungen waren fruchtlos und da die Wittve selbst auf den  
Finkenbetrag zu ihrem Unterhalte angewiesen ist, so blieb ihr  
kein anderes Mittel als die gerichtliche Klage, die nach Mo-  
nate langem Ausbleiben der Finkenzahlung angestrengt werden  
mußte. Vor einigen Tagen schickte nun der Verklagte die  
rückständigen Finken, jedoch mit einem Manko von zwei Mark,  
was er in dem Begleitschreiben damit motivirte, daß er nach  
dem langen Rückstande nicht mehr wage, die Finken persönlich  
zu überbringen und für das ihm dadurch entgehende Frühstück  
zwei Mark von den Finken in Abzug bringe, da er in Geld-  
verlegenheit sei und das übliche Frühstück bei der Frau Rath  
gering mit dieser Summe nicht zu hoch taxirt sei. Die Frau  
Rath ist mit diesem Handel sehr einverstanden.

r. Einen sehr gesunden Schlaf scheint der Drechsler-  
meister F. in der Mariannenstraße zu haben. Als bereits vor  
einigen Tagen der Gerichtsvollzieher bei F. erschien, fand er  
die Wohnung verschlossen und auf wiederholtes Klingeln wurde  
nicht geöffnet. Der Beamte avifirte, wozu er gar nicht ver-  
pflichtet war, auf einen Zettel seinen Besuch für Montag Vor-  
mittag und als er auch um diese Zeit vergeblich an der F.'schen  
Wohnung klingelte, requirirte er einen Schutzmann, einen  
Schloffer und einige Hausbewohner als Zeugen, ließ die Woh-  
nung öffnen und drang in dieselbe ein. Hier fanden die bei  
dem Vollstreckungsakt Theilhabenden den Meister F. anscheinend  
im tiefen Schlafe im Bette liegend, wobei allerdings der Um-  
stand verdächtig war, daß er noch Kleidungsstücke auf dem  
Körper trug, deren man sich sonst beim Zubettegehen zu ent-  
ledigen pflegt. Der Beamte pfändete denn auch in der Woh-  
nung einige Gegenstände wegen einer für die Verhältnisse des  
F. ziemlich geringfügigen Summe. F. protestirte gegen diese  
Pfändung als ungesetzlich, da er krank und bettlägerig sei; als  
aber der Gerichtsvollzieher ihm die Abholung der Pfandstücke  
ankündigte, stand er plötzlich aus dem Bette auf, bezahlte die  
beizutreibende Schuld und machte seinem Unmuth nur noch  
dadurch Luft, daß er den Weggehenden die Korridorhür gegen  
die Füße schlug, was noch unangenehme Folgen für den lange  
schlafenden Herrn haben dürfte, da der Gerichtsvollzieher über  
dieses Gebahren Anzeige erstattet hat.

Eine interessante Sperlingsgeschichte. Die „Berl. Ztg.“  
läßt sich folgenden Varen aufbinden: In der Michaelkirchstraße  
wohnt eine alleinstehende alte Dame, welche um ihrer wohl-  
thätigen Gesinnung willen in der ganzen Nachbarschaft bekannt  
ist. Neben der Neigung, ihren Mitmenschen Gutes zu erweisen,  
hat Fräulein v. S. noch eine andere Vorliebe. Sie pflegt näm-  
lich auf ihrem nach dem Garten zu gelegenen Balkon mit großer  
Regelmäßigkeit viermal des Tages die Sperlinge zu füttern,  
die sich denn auch stets in gehöriger Anzahl dort einstellen.  
Unter diesem bescheidenen Volk hat die alte Dame ihre beson-  
deren Lieblinge, denen sie die besten Bissen zuwirft. Seit  
kurzem hatte nun aber ein sehr zierliches und zutrauliches  
Sperlings-Exemplar ihr ganzes Herz gewonnen, denn dieser  
kleine Vögelchen war so dreist, daß er seiner Wohlthäterin bei  
jeder Fütterung von selbst auf die Hand sog. Mit Recht  
vermuthete Fräulein v. S., daß dies ein sogenannter  
„jabmer Sperling“ sei, der sich irgendwo in der Nachbarschaft  
eingewöhnt hatte. Eines Tages war die Vogelfreundin wieder  
damit beschäftigt, ihren Spagaten das gemohnte Futter zu  
streuen, als der jabme Sperling wie immer aufflog und sich

selbst bei ihr gewacht, um jede Störung von ihr fern zu  
halten und freundliche, trostreiche Bilder in ihre Träume zu  
verflechten.

### Die dargebotene Hand.

Nachdem Bertha zu ihrem Onkel hineingegangen war,  
hatte Elliot Demoiselle Corbillon aufgefordert, ihn auf einem  
kurzen Spaziergange zu begleiten. Da die hinterlistige Fran-  
zösin nicht weniger als er selbst ihre eigenen, allerdings leicht  
zu durchschauenden Pläne hegte, so kostete es ihm keine  
große Mühe, sie für seine Dienste zu gewinnen und die  
Ausführung von Aufträgen zu erlangen, vor welchen ein  
wahrhaft weibliches Gemüth unter allen Verhältnissen mit  
Abscheu zurückbebt wäre. In ihrer krankhaften Sehnsucht  
aber, sich nach langem, vergeblichem Harren endlich als den  
Mittelpunkt eines gemächlichen Familienlebens zu erblicken  
und im Kreise der Ihrigen als würdige Hausfrau weise zu  
schalten und zu walten, war es ihr schnell zur Gewohnheit  
geworden, sich trotz ihres vorgeblich zarten Nervensystems  
über alle sonst gebotenen Rücksichten hinwegzusetzen und sich  
schon dann zu beruhigen, wenn nur die äußeren Formen  
beobachtet wurden.

Was man sich scheute, Bertha offen mitzutheilen, war  
ihre längst kein Geheimniß mehr; dafür hatte der schlau be-  
rechnende Reynolds in der Heimath bereits Sorge getragen.  
Die Umstände nun, welche sie damals veranlaßten, sich ohne  
Bedanken der Lehre des Mormonenthums in die Arme zu  
werfen, die bestimmten sie jetzt, sich jeder noch so unwür-  
digen Handlung zu unterziehen, wenn sie dafür eine Gelegen-  
heit zu entdecken glaubte, sich als eifrige Anhängerin der ge-  
läuterten Religion auszuweisen und in Folge dessen einer  
um so günstigeren Bestimmung hinsichtlich ihrer eigenen  
Person entgegenzusehen zu dürfen.

So war sie auch schnell bereit, Elliot's Aufforderung  
pünktlich nachzukommen. Sie bat ihn nur, so lange zu  
zögern, bis sie sich durch das Umbängen von wärmeren  
Kleidungsstücken gegen den schädlichen Einfluß der kühlen  
Abendluft geschützt haben würde, da es doch möglich sei, daß  
der Genuß der schönen Natur sie länger, als ursprünglich  
beabsichtigt, im Freien zurückhalten würde.

auf ihre Finger setzte. Da bemerkte Fräulein v. S. zu ihrem  
Ersäunen, daß der Vogel um seinen Hals einen kleinen, weißen  
Leinwandbeutel trug. Neugierig löste sie denselben ab, öffnete  
ihn und fand darin einen Zettel mit folgender Aufschrift:  
„Eine Künstlerfamilie, ohne Verschulden in augenblickliche  
dringende Noth gerathen, bittet das edle Herz der menschen-  
freundlichen Dame flehenlichst um eine Unterstützung von 50  
Mark. In einer Woche wird das Darlehen durch denselben  
kleinen Beutel zurückgegeben.“ Fräulein v. S., durch diese  
originelle und geheimnißvolle Art, eine Unterstützung zu suchen,  
gerührt, befaß sich nicht lange. Sie nahm den beschwingten  
Ueberbringer des Bettels mit in ihre Stube, that dort  
einen Fünzigmarkschein in den Beutel, hing diesen  
dem Vogel wieder um den Hals und gab das Thier-  
chen frei, worauf dasselbe munter fortzog. Am nächsten  
Tage hatte der Hausperling von Neuem einen Zettel gebracht,  
auf welchem nur die Worte standen: „Tausend Dank!“ Seit-  
dem kam er zur bestimmten Futterstunde, wie gewöhnlich, alle  
Tage zu Fräulein v. S., aber einen Beutel trug er nicht bei  
sich. Da endlich, einen Monat später, als er zuerst mit dem  
Zettel erschienen war, sog der Sperling wieder auf die Hand  
der alten Dame, aber diesmal trug er den bewußten Beutel.  
Fräulein v. S. fand in demselben die geliebten 50 Mark und  
einen Brief, welcher in den heißesten und innigsten Danes-  
worten die zurückgezahlte Schuld begleitete. Die hochberzige  
Dame hat trotz eifriger, distreter Nachforschungen bis heute  
noch nicht in Erfahrung bringen können, wer der Besitzer des  
„Hausperlings“ und wie die Familie heißt, welche durch ein  
Darlehn aus einer so anscheinend großen Noth befreit worden  
war. Seit jenem Tage aber behandelt Fräulein v. S. den  
kleinen Vögel mit besonderer Fürsicht und nennt ihn nicht  
anders als den gesiederten Wohlthäter.

„Mode und Haus“. Unter den vielen literarischen  
Unternehmungen, deren Erscheinen zum 1. Oktober angekündigt  
ist, verdient vor Allem eine in Berlin herausgegebene Zeits-  
schrift „Mode und Haus“ die vollste Beachtung. Die Zeits-  
schrift ist durchaus originell redigirt und dazu berechtigt, das  
Interesse der Damenwelt, namentlich der praktischen Hausfrau  
zu fesseln. Wie wir hören, beginnt dieser Tage die Zusendung  
der Zeitschrift „Mode und Haus“ an alle Berliner Haus-  
haltungen, und dürfte eine eingehende Prüfung des Inhalts  
und der Ausstattung den Werth der neuen Zeitschrift am  
besten nachweisen.

g. Im Thiergarten und in den übrigen öffentlichen  
Anlagen Berlins beginnen die Blätter der Bäume trotz der  
noch herrschenden schönen Witterung gelb zu werden, und so  
hat sich denn die Thiergarten-Verwaltung veranlaßt gesehen,  
die Arbeitskräfte zur Beseitigung des herabfallenden Laubes  
aus den Gängen und gärtnerischen Anlagen zu vermehren.  
Ein Spaziergang durch die schönen Partien hat jetzt nament-  
lich des Morgens einen besonderen Reiz, wenn Nebel über den  
Seen lagert und das Gras von Thau stark bedeckt ist. Von  
einer Verminderung der gesiederten Bewohner unserer großen  
Erholungsplätze merkt man noch nichts, ein frühliches Zwischen-  
vermisch mit dem glücklichen Lachen einer sorglosen Kinder-  
schar belebt die Parke und macht den Aufenthalt dafelbst dem  
Natur- und Menschenfreund noch zu einem recht angenehmen.

g. Ueber die sogenannten Passementerie-Ramscher  
in Berlin, welche zu jeder Saison nach Annaberg reifen und  
dieselbst große Einkäufe machen, indem sie die armen Leute bis  
auf's Blut drücken, laufen fortwährend bei den hiesigen größeren  
Fabrikanten Klagen der dortigen Arbeiter ein. In ganz Anna-  
berg und Buchholz arbeiten die Leute fast ausschließlich für  
Berliner Fabrikanten und so beträgt die Zahl der Arbeiter  
ca. 36 000. Die Industrie ist Hausindustrie bei absolut durch-  
geführter Arbeitstheilung. Jahr ein Jahr aus fertigt der eine  
Arbeiter nur Quasten, der andere nur sogenannte Bommeln  
u. s. w. Alles, vom Weis bis zum vier- bis fünfjährigen  
Kinde, arbeitet vom frühen Morgen bis in die Nacht  
hinein und trotzdem beträgt der Verdienst einer  
Familie oft nur 7 bis 8 Mark pro Woche. Jeder  
größere Berliner Passementierfabrikant hat in Annaberg sein  
Komtoir mit einem Einkäufer. In der Mustersaison kommen  
dann die sogen. Ramscher aus Berlin, welche sich in Hotels  
einlogiren und an den Häusern große Plakate anbringen  
lassen, laut welchen sie Passementierartikel kaufen. Jeder Ar-  
beiter kommt dann und bringt diejenigen Muster, welche der  
Einkäufer der Berliner Fabrikanten nicht genommen hat. Für  
diese Artikel zahlen die Ramscher den armen Arbeitern einen  
schredlich geringen Preis, der kaum ihre Ausgaben deckt. Aber  
was sollen sie mit den Artikeln beginnen, seufzend nehmen sie  
den kleinen Kaufpreis. Hier in Berlin verkaufen dann diese  
Ramscher die Waaren zu so niedrigen Preisen, daß die Fabrik-  
anten, welche ihre Waaren unter realen Preisen beziehen,  
nicht konkurriren können.

Bele-Alliance-Theater. Mit dem Schlusse der dies-  
jährigen Sommer-Saison, der am Dienstag stattfindet, endet  
auch das Zusammenwirken der allgemein beliebten Wiener  
Duettisten, Herren Schmutz und Kager, die während ihrer hie-  
sigen 4jährigen Thätigkeit dem Berliner Publikum so manche  
frohe, genussreiche Abende bereitet. Am Dienstag Abend wirken

Sie erschien auch wirklich schon nach einigen Minuten,  
doch war die Umfällung weniger erwidert, als glänzend.  
Es sei denn, daß eine Unzahl von seidenen Schleifen und  
Bändern, die um ihren Kopf und überall, wo sie sich nur  
hatten anbringen lassen, lustig flatterten und wehten, gute  
Wärmeleiter gewesen wären und die läbliche Eigenschaft be-  
sessen hätten, einen mehr knöchernen als zarten Körper vor  
Erfältung zu bewahren.

Als sie auf den Fluß hinaustrat, traf sie daselbst Elliot  
in tiefem Gespräch mit seiner ersten Gattin. Sie war zu  
sehr von Eifer, sich pünktlich zu zeigen, erfüllt, um den weh-  
müthigen Ausdruck in den noch immer schönen, aber abge-  
härmten Zügen zu bemerken, mit welchem diese zu Elliot  
emporschaute und zugleich flüsternd zu ihm sprach.

„Noch einige Tage soll ich warten, ehe ich ihn wieder-  
sehe!“ fragte sie leise und mit einem scheuen Seitenblick  
auf die herbeirauschende Französin.

„Gedulde Dich, sie gehen schnell dahin,“ antwortete Elliot  
ernst, indem er ihr die Hand reichte und sich dann der Haus-  
thür zuwendete.

Die trauernde Mutter seufzte tief auf und wollte  
sich in ihr Gemach zurückziehen; da näherte sich ihr  
Demoiselle Corbillon mit ihrem süßesten, herablassendsten  
Lächeln.

„Ich grüße Dich, meine Schwester,“ sagte sie, die junge  
Frau auf die Stirn küßend, und dann den mit flatternden  
Bändern und künstlichen Blumen fast verfallenen Kopf mit  
jugendlichem Uebermuth zurückwerfend, beeilte sie sich an  
Elliot's Seite zu gelangen.

„Ein süßes, liebes Wesen, Cure Frau,“ sagte sie nach  
einer Weile, als Elliot, der die Richtung nach dem Aus-  
gange des Hofes eingeschlagen hatte, noch immer keine Miene  
machte, die Unterhaltung zu eröffnen, „ich könnte sie lieben  
wie meine wirkliche Schwester, und möchte sie stets um mich  
sehen.“

(Fortsetzung folgt.)



Dieselben zum letzten Male vereint, um sich dann für immer zu trennen. Herr Schmutz ist für die Winter-Saison in Wien, Herr Rager nebst Frau in Chemnitz engagiert.

### Gerichts-Zeitung.

P. Ein unglücklicher Zufall führte das Kindermädchen Wilhelmine Sydow aus Kremen, wegen fahrlässiger Tödtung angeklagt, vor die Schranken der Ferienstrassammer des Landgerichts I. Die kaum 13jährige Angeklagte war zu Anfang d. J. von den Arbeitern Rudert'schen Eheleuten, welche während des Tages ihrer Arbeit außer dem Hause nachgehen, zur Wartung der Kinder angenommen worden und hatte die ihr obliegenden Pflichten treu und zuverlässig erfüllt bis zum 27. Mai d. J. Dieser Tag wurde für die Familie Rudert, sowie für die Angeklagte verhängnisvoll. Das jüngste Kind, ein Knabe, 8 Monate alt, war unruhig geworden, um es zu beruhigen, nahm die Angeklagte das kleine Wesen aus der Wiege und ging, dasselbe in den Armen wiegend, im Zimmer auf und ab. Hierbei stieß sie gegen eine Fußbank, welche eins der älteren Kinder unbemerkt ihr in den Weg gestellt hatte; sie strauchelte und ließ in dem Bemühen, sich aufrecht zu erhalten, das Kind aus ihren Armen zur Erde gleiten. Das Kind fiel, auf die Fußbank zu unglücklich mit dem Kopfe aufschlagend, daß sofort aus Nase, Mund und Ohren das Blut herausstieß und binnen wenigen Augenblicken der Tod des kleinen Wesens eintrat. — Wie der ärztliche Leichenbefund ergab, war das Kind an Erstickung gestorben — die Folge eines Blut-Ergusses in's Gehirn — obwohl am Halse des Kindes nur eine unbedeutende Hautabschürfung wahrzunehmen war. Zweifellos war der Fall als Todes-Ursache anzusehen und gegen die Sydow daraufhin Anklage erhoben, indem ihr der Vorwurf der Fahrlässigkeit gemacht wurde. Im Rudert'schen Termin hatte die Angeklagte in erdarmenswerther Verzweiflung des Urtheils; sie war, wie aus ihren Erklärungen hervorging, vollständig im Unklaren über den ursächlichen Zusammenhang des Unfalls und erhob nur den Einwand, daß sie vom Schreck überwältigt das Kind habe fallen lassen. Der Staatsanwalt erachtete den blinden Zufall für ausgeschlossen und erblickte in dem Verhalten der Angeklagten fahrlässiges Handeln. Der Strafantrag lautete daher auf 4 Monate Gefängnis. Der Gerichtshof vermehrte indessen auf Grund der Beweise Aufnahme den Nachweis der Fahrlässigkeit und erkannte auf Freisprechung.

Jeder Zoll ein Louis! konnte man mit Recht von dem Jährigen Mann sagen, der auf den Ruf des Runtius den Gerichtssaal betrat. Auf den ersten Blick sah man, daß man einen jener verächtlichen Menschen vor sich hatte, welche immer auf Kosten der Verworfenen ihres Geschlechts ein wahres Parasitenleben führen, und die sich demgemäß in einem steten Kampfe mit den Hütern der öffentlichen Ordnung und Sitte befinden müssen. Die stark eingesetzten, in der Mitte gescheitelte Haare bedecken die Stirn über die Hälfte, ein Schlips von auffallender Farbe ist lose um den Hals geschlungen, ein Hemdtrager fehlt ganz und gar. Seine Beine stecken in einem saft himmelblauen Beinleid, welches so weit über den Fuß fällt, daß kaum die Fußspitze zu sehen ist. In der Hand trägt er ein dünnes Rohrstockchen und eine sogenannte Ballonmütze. Bei seinem Eintritt fällt sich der Zuhörerraum mit einer Anzahl junger Leute, welche augenscheinlich „Berufsgenossen“ und Freunde von ihm sind und lichernd und schmunzelnd der Dinge harren, die da kommen sollen. — Angekl. (den der Runtius in den Zuhörerraum verweist): Also hier soll ich 'rin? Na, denn man immer zu, id wurd'ie mit man bloß, det Se mir nich 'n King durch de Nase ziehn un Ketten mit 'ne Kugel d'ran ant Been schmieden dhun. — Der Runtius verweist den Angeklagten energisch zur Ruhe, und dieser hat augenscheinlich eine unerschämte Antwort auf der Zunge, als er durch den Eintritt des Gerichtshofes verhindert wird, sich zu äußern. — Vors.: Angeklagter, Sie heißen Edmund Paris? — Angeklager: Jamooll. — Vorsitzender: Sie sind ja trotz Ihrer Jugend vielfach vorbestraft, der Vorsitzende verliest eine ganze Reihe von Vorstrafen wegen der verschiedensten Vergehen, mit Ihnen scheint es ein böses Ende nehmen zu wollen. Sie sind jetzt wieder der Beamtenbeleidigung und des Widerstandes gegen die Staatsgewalt angeklagt. — Angekl.: Zu son paar lumpichte Vorstrafen da kann der Mensch heutzutage leichte zu kommen; was will unseinerer denn jezen machen, wenn er unschuldig verurteilt wird? — Vors.: Angeklagter, ich will Ihnen doch von vornherein sagen, daß ich Sie sofort auf 24 Stunden einsperrn lasse, wenn Sie sich hier ungebührlich betragen; Sie wissen wohl, mit Leuten Ihres Schlages macht man wenig Umstände. Verstanden? — Angekl.: Ja were mir hüten. — Vors.: Bekennen Sie sich der Ihnen zur Last gelegten Vergehen schuldig? Sie wissen, um was es sich handelt. — Angeklager: Det soll woll Jede wie Hofe sind, ob id ja oder nee sage, vertragen dhun Se mir ja doch. — Vors.: Am Abend des 16. Juli passirten Sie mit mehreren Ihrer Kollegen die Akerstraße, nicht wahr? — Angekl.: Det stimmt wie ne böhm'sche Drikel. — Vors.: Machen Sie keine überflüssigen Bemerkungen. Sagen Sie 'mal, was sind Sie denn eigentlich? — Angekl.: Ja bin allerleiband jemen; nu bin id bei Rudert un helfe ihr. — Vors.: Aus den Akten ersehe ich, daß Ihre Mutter Leichenwäscherin ist, dabei können Sie doch nicht helfen? — Angekl.: Wodrum denn nich? Ja hole in, wenn se aus is, un mache zu Hause allerleiband Scharwert; denn et jeht nichst drierber, wenn der Mensch wol gelernt hat. — Vors.: Zeigen Sie 'mal Ihre Hände. — Angekl.: Hier, (hält die Hände vor sich hin). — Vors.: Die sehen nicht aus, als wenn sie Arbeit gewöhnt wären. Na, wir wissen ja, wes Geistes Kind Sie sind. Also, um auf die Anklage zurückzukommen, Sie kamen mit Ihren Freunden hinzu, als sich zwei Dienen auf der Straße schlugen, und haben die Kämpfenden durch Anrufen u. s. w. angefeuert und ermutigt. Räumen Sie das ein? — Angekl.: Ja habe bloß jelaht „Zimmer feste, Kujuste, zieh' ihr de Belle von 't Festsche“, indem det 'ne olle Bekannte von mir war. — Vors.: Natürlich hatte sich eine erhebliche Menschenmenge um dies widerliche Schauspiel angeammelt, als zwei Schutleute in Zivil erschienen, und während der eine die Arrestirung der tausenden Frauenszimmer bewirkte, hat der andere Sie und Ihre Begleiter aufgefordert, weiter zu gehen; Ihre Begleiter sind auch gegangen; Sie sollen sich aber unter böhmischen Redensarten geweigert haben. — Angekl.: Et sagte zu mir, id sollte uf de Stelle ausenanderjezen un mir jersitreien, und da habe id bloß jelaht, det Kunststück sollte er mir 'mal vormachen. Un denn sagte id zu ihn, er sollte mit man erst 'mal sein Vesperpartout zeien, indem sonst jeder Stroch kommen könnte un sich vor 'n Beamten ausjezen. Vors.: Ja denke, der Beamte hatte sich bereits durch Vorseigung seiner Marke legitimiert? — Angekl.: Nee, erst hernachens hat er det Dings rausjelaht; aber da hat er mir denn doch gleich 'n Stok jesezen de Brust jesezen, det id in alle Fuzen trachen dhut un denke, mir bleibi de Luft reene weg. Druff jage id denn, id wollte seine Nummer haben, indem id mir bei Rudert beschweren wollte, da sagt er aber: „Wat? Sie wollen sich hier noch lange widersetzen?“ un jiebti mir noch 'n Stroch, det id son Ende wie von hier bis ant Fenster fliezen dhue. Aber natürlich, son Schutmann, der derf jowat dhun. Un wie se mir hernachens uf de Waache behandelt haben, det jlocht keen Mensch, Schriemern wie 'n Finger dicke habe id uff 'n Budel zu liezen jehabt, und det Blut hat mir man immer so aus Nase un Mund rausjeloosen. Ja bin och den andern Tag beim Doktor jesezen un wollte 'n Attest haben; der sagte aber, dadrüber könnte er keens ausstellen, indem er keene edlen Theile an mir finden könnte, wo det wat jeschadit hätte. Ja habe aber hernachens ehört, det id jerade bei son Polizeidoktor 'rinjefallen bin, der

de Schutleute behandeln dhut, un der denn natterlich och mit die halten muß. — Vors.: Wenn der Schutmann Sie auffordert, zu geben, so müssen Sie auf der Stelle gehorchen, und wenn Sie das nicht thun, dann braucht er natürlich Gewalt, ohne langes Federlesen zu machen. Sie sollen ihn aber mit den unsfächtigen Schimpfworten belegt und ihn auch mit Ihrem Regenschirm über den Kopf geschlagen haben. — Angekl.: Der Mann der könnte mir leed thun, wo er 'n Menschen so irtzhümlich uffassen kann. Ja sage zu de andern, als se weggingen: „Doof man nich so, id will mir erst eene untern Bart stecken“, — wo id nämlich 'ne Zigarre mit meente, un det muß der Schutmann woll verkehrt mißverstanden haben; denn mit ein Mal kriegt er mir beim Schlug un schüttelt mir un schreit: „Wat soll id? det were id Ihnen anstreichen, Sie Stroch!“ — Vors.: Also so war es. Das ist ja eine nette Ausrede. Wie war es denn nun mit dem Schirm? — Angekl.: Geentlich war det eben so. Als er so bass, bass, bei uns hinkommt un sagt, wir sollen machen, det wir wegkommen, da sehe id so in 'n Himmel un merle, det 'n Droppen mit int Gesicht fällt, un druff jage id denn „Nu siebt et wat raus“, wo id natterlich meente, det et reizen dhäte, un hebe so den Schirm hoch un will ihn uffspannen, da kommt och schon der andere Schutmann un sagt mir um un sagt „Sie wollen hier hauen?“ wo id doch keene Ahnung von hatte, un da lag id natterlich in 'n Wurschleffel; denn wat meine Freunde waren, die hatten keine jezogen, als sie den Schutmann rankommen sahen. — Vors.: Aber, Angeklagter, wie können Sie glauben, daß Sie mit diesen albernen Ausreden durchkommen werden. Sie sollten Ihren Erfahrungen nach doch gewisiger sein. — Angekl.: Natterlich, unseinerer kann sich keenen stürbten Verteidiger halten wie de jroßen Herren, die sone halbe Million in de Tasche stecken, die andere Seite jehören dhut; wenn unseinerer vor Gericht kommt, id er verragt wie Fraß Raga. — Die Beweisaufnahme sel durchweg zu Ungunsten des Angeklagten aus, und hatte der Gerichtshof keine Veranlassung, mildernde Umstände wahlen zu lassen; das Urtheil lautete auf zwei Monate Gefängnis. „Nu bist Du doch mit Deine Kenntnisse 'rinjefallen“, meinte einer der Freunde des Angeklagten mit schadenstrobem Lächeln, als die saubere Gesellschaft gemeinsam den Gerichtssaal verließ. (Ber.-Ztg.)

### Soziales und Arbeiterbewegung.

Die Nationen. Die „Voss. Ztg.“ läßt sich aus Belgien schreiben: Eine der ältesten und merkwürdigsten Einrichtungen Antwerpens sind „die Nationen“, und erst jüngst bei der Einweihung der Quais erreichte „der Festzug der Nationen“ durch ihr Personal und Material das Staunen aller Ausländer. Sie stammen noch aus der Blüthezeit Antwerpens, aus dem 15. Jahrhundert, und haben seinen Fall überlebt. Die Nationen sind geschlossene Korporationen, die das Aufladen, Abladen, Wiegen und Messen aller Waaren und Güter von den Quais aus befragen und ein faktisches Monopol inne haben. Es giebt in Antwerpen 46 Nationen, von denen die meisten 20 bis 30 Associates — das sind die „Herren“ der Nationen — besitzen. Die großen Nationen haben deren mehr, so zählt die „Noord Natie“ 61, die „Wijnaard Natie“ sogar 1500 Mitglieder. Die „Herren“ (bazen) leiten die Arbeiten, stellen das Personal an und bürgen für die Ausführung. Jede Nation bildet eine korporative Gesellschaft, deren Kapital in den Pferden, Wagen und allem Zubehör besteht. Das Kapital ist beträchtlich; das Material z. B. der „Noord Natie“ hat einen Werth von über 400 000 Frs. Jedes Mitglied besitzt einen „Antheil“, den er bei seinem Eintritt, sei es von seinem Vorgänger, sei es von dessen Familie, kauft; der Werth eines solchen Antheils schwankt zwischen 18 000 und 25 000 Franks; zur Aufnahme ist die Zustimmung der Hälfte aller Mitglieder erforderlich. Ist ein Mitglied „unangenehm“ geworden, so kann es durch die Majorität ausgeschlossen werden und erhält seinen Antheil zurück. Auf der Spitze jeder Nation steht der Dogen, der die Generalleitung hat, auch die Börse zur Entgegennahme der Aufträge besucht. Ihm zur Seite steht eine von allen Mitgliedern gewählte Kommission aus sieben Mitgliedern, die alle Streitigkeiten endgiltig schlichtet. Unmonatlich wird der Rassaabschluß gemacht; nach Abzug aller Kosten und Jurisdiction einer Summe für schlechte Zeiten wird der meist erhebliche Reingewinn unter die Mitglieder zu gleichen Theilen vertheilt. Die angenommenen Arbeiter erhalten nur ihr Salary. Jede gerichtliche Klage unter Mitgliedern ist bei 200 Frs. Strafe streng verboten. Die Nationen rekrutiren sich hauptsächlich aus den wohlhabenden Söhnen der Landwirthe in den Umgebungen Antwerpens und bringen somit das ländliche Element in die Stadt. In den Hafenarbeiten sind die Nationen allmächtig, zumal die Gerichte deren Mitglieder als „geschworene Sachverständige“ anerkennen. Nicht minder ist ihr Einfluß bei den politischen Wahlen bedeutend, doch sind die Mitglieder beiden Parteien zugehörig; jede Partei sucht natürlich so viele Mitglieder als möglich mit ihrem Anhang zu sich herüber zu ziehen.

Die Handels- und Gewerbetammern in Deutschland haben durchweg bei der Enquete über die Sonntagsarbeit entschieden, die Sache beim alten zu belassen. Das ist auch vollständig ihrer Stellung als Vertreter der Unternehmer und des Kapitalismus angemessen. Man konnte keine anderen Antworten erwarten, da die Sonntagsarbeit im Kampfe zwischen Kapital und Arbeit dem ersteren dient. Die meisten Handels- und Gewerbetammern geben sich nicht einmal die Mühe, ihre Ansicht zu motiviren; sie betrachten die Frage lediglich als eine Kapitalfrage und werfen ihre Abstimmung zu Gunsten des Kapitalismus in die Waagschale, vertrauend auf die Regierungen, welche sich mit ihnen verbunden sollen. Die Handelskammer zu Mannheim allerdings sucht ihr Votum in ein moralisches Mäntelchen zu hüllen und hat folgende Resolution angenommen: 1) Nicht etwa aus bloßer Laune, oder gar bebüß einseitiger Ausbeutung von Arbeitern, ebensowenig aber aus übertriebener Geschäftshunger, werden die Sonntage theils in größerem, theils in geringerem Umfange in die eigentliche Arbeitszeit bereingezogen, sondern lediglich nur insofern und zugleich insofern die Sonntagsarbeit aus ganz besonderen technischen oder wirtschaftlichen Gründen regelmäßig, oder periodisch, oder ausnahmsweise mehr oder weniger unentbehrlich ist. 2) Ganz abgesehen von den in der Reichstagskommission seinerzeit zur Geltung gekommenen sozialen, nationalökonomischen, religiösen, hygienischen, pädagogischen und industriell-technischen Erwägungen, ist die Sonntagsarbeit keineswegs etwas besonders Erstrebenswerthes; sie ist nämlich sowohl dem Geldpreise als der Qualität nach ungleich kostspieliger als die Arbeit an Werktagen. 3) Die Gründe, welche die Sonntagsarbeit in verschiedenen Betrieben veranlaßt haben, sind fast sämmtlich so zwingender Natur, daß das Verbot der Sonntagsarbeit oder doch eine zu enge Beschränkung entweder die Uebersunden in der Woche vermehren müßte oder zu sonstigen Umgehungen führen würde, die sich der Kontrolle entzögen. 4) Was die beabsichtigten Wirkungen der Begränzung oder des Verbots der Sonntagsarbeit betrifft, so fürchten wir fast, nach den Erfahrungen einzelner Industriellen, daß die erhofften günstigen Wirkungen nicht eintreten werden. 5) Endlich würde gerade der jetzige Moment eines ziemlich allgemeinen geschäftlichen Niederganges der am wenigsten glückliche für Beschränkungen sein, deren Tragweite heute kaum noch ganz übersehen werden kann. — Wir wollen auf diese Resolutionen weiter nicht eingehen und nur bemerken, daß hier die Handelskammer einen allgemeinen geschäftlichen Niedergang konstatirt. Daß aber derselbe sich nicht eignen soll, das Verbot der Sonntagsarbeit einzuführen, zeigt doch von sehr geringem Verständnis in der Sache. Da jetzt die Arbeit nicht so sehr drängt, kann man doch um so leichter auf die Sonntagsarbeit verzichten.

### Vereine und Versammlungen.

be. Die Mäntelnäherinnen-Versammlung, welche am Montag, den 7. d., in Keller's Salon, Andreasstraße 21, unter Vorsitz der Frau Staegemann (Fr. Haase 2. Vorsitzende, Frau Ihrer Schriftführerin) zur Besprechung der „Lohnfrage“ stattfand, war von ca. 1800 Personen, etwa 1000 Frauen, 800 Männer, besucht. Frau Rosa Büge hatte das einleitende Referat übernommen, in dem sie etwa folgendes ausführte: Die Lage der Mäntelnäherinnen sei die denkbar traurigste, die in sich den größten Jammer und das tiefste Elend berge. Sie (Rednerin) selbst hätte dies kennen gelernt, sie spreche als Lebensschwester zu den anwesenden Arbeiterinnen. So könne es aber nicht weiter gehen. Nicht länger dürfe die Gesundheit und Ehre der Frauen und Mädchen, das Wohl der Kinder aufs Spiel gesetzt werden. Jude nicht beim Anblick der bloßen, krankhaft aussehenden Lieblings das Herz vor Behmuth zusammen bei dem Gedanken: Dein Kind leidet Hunger! Das Bild der Arbeiterinnen zeige dasselbe Elend, einen abgezehnten, abgehärmten Körper in Folge des Mangels an Nahrung, in Folge der nächtlichen Arbeit. Nicht nur vorzeitiger körperlicher Tod, sondern auch geistiger sei dies, denn hungerte man, so könne man nicht denken, folglich auch nicht leben und lernen. Auch das Glück des Familienlebens, die Häuslichkeit werde zerstört, man könne dem Manne nicht mehr die erforderliche Ordnung und Reinlichkeit bieten. Es werde ganz und gar vergessen, daß die Arbeiterinnen eigentlich auch Menschen seien, ja, die Arbeiterinnen vergäßen es selber, daß sie doch zu etwas Besserem berechtigt seien, als im neunzehnten Jahrhundert das Sklavensoch zu tragen. Und die Mädchen, die bei solchen sozialen Verhältnissen der Prostitution zum Opfer fallen — müßten sie nicht den Ursachen fluchen, die sie dazu gebracht haben? — Die Kunst werde an Körper und Geist verkehrte Generationen aufzuweifen haben, wenn nicht bald Hand angelegt würde, bessere Zustände zu schaffen. So lange der Kampf uns Dasein in einer so entsetzlichen Gestalt herrsche, könne nicht Friede noch Eintracht unter den Menschen wohnen. Nachdem die Rednerin kurz das Verhältnis des Arbeitgebers zur Arbeiterin berührt hatte, der diese nur als Werkzeug betrachte, sich so rauh als möglich zu bereichern, bedauerte sie, daß ihr trotz ihrer unbedrücklichen öffentlichen Bittre Material über die Lohnverhältnisse der Mäntelnäherinnen bisher nur von Seiten der Arbeiterinnen zugegangen, daß ihr aber selbst von Seiten der „anständigen“ Schneidermeister, die höhere Löhne als die große Mehrzahl ihrer Berufsgenossen zahlten, keine oder nur sehr geringe Unterstützung bis jetzt zu Theil geworden wäre. Die Referentin ging nun zur Verlesung des „Sündentagebuchs“ über, das sie aus den Angaben der Näherinnen, von denen jede einzelne die Wahrheit ihrer Aussagen zu vertreten bereit ist, zusammengestellt hat. Folgende Arbeitgeber zahlen nach Angabe der Frau Büge schlechte Löhne: Dubeleber, Alexanderstr. 74; Weiland, Elisabethstr. 11; Yamash, Ritterstr. 117; Bogt, Kommandantenstr. 49 (unhöfliche Behandlungsweise der Arb.); Steinike, Brandenburgstr. 35; Gutmann, Budowerstr. 10 (unhöfliche Behandlung); Geißler, Dranienstraße (unhöfliche Beh.); Fr. Reich, Stallschreiberstr. 12; Knopf, Büschnerstraße; Wolf, Raumystraße (unb. Beh.); Waast, Gneisenaustraße und Birbel, früher Stallschreiberstr. 13 (unregelmäßige Bezahlung); Bold, Ruttbuserstr. 10; Lama, Ruttbuserstr. 1 (Wehrmädchenunwesen); Hänssche, Dornierstr. 165 (unb. Beh.); Fr. Doegen, Stallschreiberstraße 58; Fr. Humde, Wasserthorstr. 33 (unb. Beh.); Preuß, Wasserthorstraße 69; Boffe, Briningerstr. 11; Grosset, Ritterstraße; Rasmann Schändler, Stein- und Rosenbalerstraße-Gde.; Frankel, Poststr. 29; Suberski, Hausvogelplatz 12. (Zu den Arbeiterinnen, die mehr Lohn forderten, wurde gesagt: „Wenn es Euch nicht genug ist, dann immer raus mit Euch Sozialdemokraten!“ — Das einzige Mittel, dieser traurigen Verhältnisse Herr zu werden und sie abzuschaffen — so lauteten die Schlussfolgerungen der Rednerin — sei Einigkeit und Vereinigung. Ein Minimal-Preistarif müsse aufgestellt werden für die verschiedenen Arten der Mäntel in einer Höhe, daß Arbeitgeber wie Arbeiterin dabei bestehen könnten. Sie (Rednerin) werde es sich zur Aufgabe machen, den Preis für die Mäntel, zu den die Schneider von den Geschäften ausbezahlt bekommen, zu erfahren, um darnach den Minimal-Preistarif, unter dem dann keine Arbeiterin arbeiten dürfe, festzustellen. In einer demnächstigen Versammlung werde dieser Minimaltarif festgestellt und veröffentlicht werden. (Lebhafter wiederholter Beifall.) Eine ausgedehnte Diskussion schloß sich an, in der die Frauen Gubela, Canzius, Fr. Wabnitz und die Herren Zander, Siebert und Weishuhn sprachen. Frau Gubela theilte die miserablen Löhne mit, die ein Arbeitgeber in der Fehrbellinerstr. zahlte. Frau Canzius fragte nach Mitteln, wie den nur zu wahr geschilderten Verhältnissen abgeholfen werden könnte. Seit vorgedene eine Arbeiterin mit ihrer Maschine stündlich kaum 10 W.-30 Pf. aber seien nicht zu viel und daneben müßte ein Normalarbeitsmaß von 10 Stunden täglich gesetzlich eingeführt werden, damit nicht länger mehr die Nacht zu Hilfe genommen werden brauche. Die Abhilfe liege in der Hand der Arbeiterinnen; allein könne der Fabrikant nichts beginnen; er konsumire wohl, aber er produziere nicht. Nur auf die Männer sollte man sich verlassen; da könnte man vielleicht noch ebenso lange warten wie bisher. Die Frauen sollten sich vereinen, Solidarität und Feigheit gehöre nicht mehr ins 19. Jahrhundert. (Langdauernder, stürmischer Beifall.) Fr. Wabnitz sprach über den Schaden, den die augenblickliche soziale Lage der Frau in der Familie anrichte. Sie lenne Frauen, die im Jahre dreizehn viermal ihren Trauring versetzen müßten, andere die ebenfalls bis 4 Uhr arbeiteten. Die Gedanken der Frau würden ganz von der Häuslichkeit abgelenkt. Daß ferner das Verbot sich so auf der Straße breit mache, daran seien allein die gedrückten Löhne der Frauenschneider schuld. Drei Dinge sollte doch ein jeder stets vor Augen halten: Liebe, Gemeinnut und Menschlichkeit. Zum Schluß regte die Rednerin eine Bewahrung- und Beaufsichtigungsstätte für Kinder solcher Frauen des Vereins an, die den ganzen Tag über beschäftigt wären. (Bravo.) Ein Herr Siebert sagte, daß er der Bewegung von vornherein sympathisch gegenüber gestanden hätte, er sei nur der Ansicht, daß bisher viel gesprochen aber wenig geleistet worden wäre. Die Frauen sollten mit den Meistern Hand in Hand gehen. (Zwischenruf: Mancheser-Bräse.) Zum Schluß bedauert er, daß der Verein der Arbeiterinnen sich spalten hätte und mahnt zur Einigkeit. — Im Anschluß hieran erwähnte Frau Staegemann, sich zu tausenden dem alten Verein anzuschließen, während Frau Canzius die Gründung des neuen Vereins zu rechtfertigen suchte. — Ein Antrag der Frau Böting, die Sache der Mäntelnäherinnen einer Kommission in die Hand zu geben, wurde abgelehnt und Frau Büge die fernere Leitung überlassen. — Hiermit schloß die Versammlung gegen 11 Uhr.

hs. Der Fachverein sämmtlicher im Drehschneidwerk beschäftigten Gewerkschaften verhandelte am Sonnabend, den 5. d. Mts., Abends, in den Armin-Hallen, Kommandantenstraße 20, über die Petition der Drehschneider und Berufsgenossen Deutschlands um Annahme des Arbeiterschutzgesetzes. Die Beschlüsse, dieselbe nach Kräften zu unterstützen und zu diesem Zweck in kürzester Zeit eine große öffentliche Versammlung abzuhalten. Zum Delegirten für die am 12. d. Mts. stattfindenden, von der Behörde anberaumten mündlichen Verhandlungen wurde Herr A. Sündermann gewählt. Mittheilung wurde, daß Petitionslisten bei den Vorstandsmitteln des Vereins sind und daß in dem Arbeitsnachweise-Bureau der Vereins zur Zeit tüchtige Gesellen verlangt werden. Die Bureaus für den Arbeitsnachweis befinden sich: Wollensmarkt 4 Treppen, bei Bromoll, und Büschnerstraße 61, bei R. Sündermann.



## Die Ernährung der arbeitenden Klassen.

Seit den Zeiten der römischen Cäsaren, die dem arbeitenden Volk und dem nichtarbeitenden Lumpenproletariat „Brot und Spiele“ zu bieten bestritten waren, hat die Ernährung der unteren Klassen schon Manchem viel zu schaffen gemacht. Und die jetzt modische „Sozialreform“ hat natürlich auch die Frage der Arbeiterernährung auf's Tapet gebracht. Wie aber die ganze moderne Sozialreform sich dadurch auszeichnet, daß sie das Pferd beim Schwanz aufkäumt, so wird auch die Lösung der Ernährungsfrage am verkehrten Ort gesucht: nicht Vertheuerung besserer Nahrung, oder Sicherung eines höheren Ertrags der Arbeit, ist es, was die Ernährungsapostel predigen, sondern Vertheuerung der unzulänglichen Löhne und Vertheuerung billigerer Nahrung — das heißt Fortdauer der Zustände, aus denen das Arbeiterelend entspringt, und scheinbare Milderung desselben durch vegetarische und andere billige Ernährungsrezepte und sog. Volkssalben.

So hat jüngst unter dem Titel „Die Ernährung der arbeitenden Klassen“ ein Herr R. Wolff zu Berlin im Verlage von Julius Springer eine 144 Seiten starke Schrift veröffentlicht, welche für diese Sorte von Sozialreformern recht charakteristisch ist. Diese Schrift ist in der „Frankfurter Zeitung“ sehr gut abgethan worden. Wir lassen die Regensien nachstehend folgen:

Der Verfasser, früherer preussischer Hauptmann, hatte seine Schrift zunächst auf Grund von Londoner Studien, von Einbrüchen des dortigen grüßlichen Massenelends, auf englischem Boden fufend und in englischer Sprache abgefaßt. Das vorliegende Buch ist eine in den Geldangaben auf Mark und Pfennig umgerechnete, im Uebrigen an den englischen Verhältnissen weitgehend deutsche Ausgabe des diesigen Originals. Es wird sich sofort zeigen, weshalb wir dies betonen. Der Verfasser geht von der Voraussetzung aus, die soziale Frage sei eine „reine Magenfrage“. Sie ist dies nun freilich nicht, sondern sie ist eine Kulturfrage; da aber bei der Frage nach der Ernährung und Behauptung einer menschenwürdigen Existenz die rohe Befriedigung des Magens allerdings eine notwendige Voraussetzung ist, und da ferner das Elend der unteren Klassen an manchen Orten schon soweit gediehen ist, daß sogar diese elementarste Voraussetzung in Frage gestellt wird, so ist für das nackte, tieffte Elend, wie es sich aus den Reihen der Arbeitslosen, Arbeitsunfähigen und Arbeitslosen in den Großstädten, London zumal, in ganz erschreckender Weise zusammenfindet, die soziale Frage zunächst allerdings eine Magenfrage. Die Sozialdemokratie rekrutirt sich aber am wenigsten aus diesem tiefsten Elend, wo fast schon die Spannkraft des Willens zu einer organisierten Agitation abhanden gekommen ist, sondern sie findet ihre Anhänger hauptsächlich in der nächst höheren Arbeiterklasse, welche den Magen noch leidlich befriedigen kann, welche aber eben zu solchem legten Elend sich nicht herabdrücken lassen, sondern, über den Magen doch etwas hinausdenkend, an den kulturellen Vortheilen und Genüssen der einkommensreicheren Klassen theilnehmen will. Der Verfasser schließt nun weiter aus seiner schiefen Voraussetzung, daß somit die Lösung der sozialen Frage vom Magen aus in Angriff genommen werden müsse. Er will dies thun durch eine Organisation von Volkssalben in größtem Maße, und zwar sollen diese Salben, theils um das nöthige bedeutende Anlagekapital zu beschaffen, theils um den Konsumenten nicht um das beschämende Gefühl des Almosen abzustrecken, lautmännlich als Altkien-gehilfe Theil des Buches ist nun dem technischen Nachweise gewidmet, daß sich für 4 Pence (1/4 M.) ein genügender Menge Nährstoff enthaltendes Speisequantum auch mit der erforderlichen täglichen Abwechslung geliefert werden könne, und Herr Wolff stellt dabei, genügende Konsumentensatz natürlich vorausgesetzt, ganz märchenhafte Dividenden (35 pCt.) in Aussicht. Die Prüfung dieses Vorschlags in technischer Hinsicht kann nicht unsere Sache sein; auch ist es ziemlich gleichgültig, ob 35 oder 5 pCt. Dividende herausgerechnet, wenn nur letztere wirklich erzielt werden; uns in-

teressirt der Vorschlag vom allgemein wirtschaftlichen Standpunkt aus. Wir haben oben bemerkt, daß der Verfasser zwischen dem Bodensatz des Pauperismus gewisser englischer und anderer Vorkriegszeit und den breiten Schichten der arbeitenden Klassen im Allgemeinen nicht unterschieden hat und wir müssen sagen, daß der Verfasser sich täuscht, wenn er glaubt, daß sein Projekt mit der Lösung der sozialen Frage zunächst etwas zu thun habe. Wir sagen zunächst, denn für's Erste würden diese Küchen ihre Kostgänger nur aus dem Elend rekrutiren; der besser gestellte Arbeiter würde sie verschmähen.

In der Folge aber würden diese Anstalten sich mit der sozialen Frage allerdings insofern kombiniren, als sie, anstatt dieselbe zu lösen, die bestehende wirtschaftliche Unfreiheit des Arbeiters nur noch erhöhen würden. Denn die nächste Folge wäre sicher, daß in dem Bereich einer solchen großen Volkssalbe die Löhne der Massenarbeiter allmählig auf dasjenige Niveau sinken würden, welches neben Schlafstelle und Kleidung eben zu einem Wochenabkommen in der Volkssalbe ausreichend wäre. Der Verfasser nimmt die Lohn- und Arbeitsverhältnisse, wie sie heute liegen, als unabänderliche ewige Thatfachen entgegen und anstatt den Arbeiter wirtschaftlich zu heben, erklärt er mit seiner Küche dessen Nothlage in Permanenz, nur daß er dieselbe etwas rationeller einrichtet und dem kurranten Magen sein Theil werden läßt. Verdeutschten wir den Vorschlag vollends, d. h. rechnen wir statt der Altkiengesellschaft den Staat, so hätten wir eine Verstaatlichung der Ernährung, wie sie gewiss selbst dem bürokratischsten Polizeiminister niemals im Traum erschienen ist. Es kündigt auf den ersten Augenblick freilich einnehmend, wenn Verfasser klagend vorrechnet, wie viel Kohlen und Zeit erspart werden könnten, wenn die unrationelle Familienökonomie aufhören und dafür die Familie der im Großen wohlfeiler arbeitenden Volkssalbe zinspflichtig würde. Wenn aber eine Verschwendung der Kohle im Privatbereich stattfindet, so hielten wir dafür, den Familienherd durch billiges Kohlen- oder Wasser-Gas rationeller zu gestalten, nicht aber die Freiheit und Selbstständigkeit der Familie in Bezug auf ihre Ernährung einem allgemeinen Küchenmoch zu opfern. Was der Fall sein würde, wenn einmal, nachdem der Privatherd ein „überwundener Standpunkt“ resp. ein Luxusartikel des „Bourgeois“ geworden, eine solche Altkienküche durch Zufall auf einige Tage betriebsunfähig würde, verschmäht der Verfasser. Eine weitere Frage dieser wohlmeinend erdachten Einrichtung wäre ferner fraglos eine Steigerung der durch die Abschaffung der Küche frei gewordenen billigen Frauenarbeit und dadurch weiterhin noch verstärkter Arbeitskonkurrenz. Doch hat es ja damit vor der Hand noch gute Wege; die Arbeiterführer würden diese Wirkungen der Küchen alsbald erkennen und jedenfalls, was in der Nacht ihrer Parteiorganisation liegt, dieselben durch Berufserklärung labmlegen, so daß es gewiss noch bedeutend sicherer wäre, sein Geld in Türken, als in solchen Küchenaktien anzulegen. Die menschliche Natur widerstrebt eben einmal und mit Recht den Heerdeneinrichtungen, welche den Stempel der modernen weißen Sklaverei an sich tragen; ein praktisches Beispiel dafür sind auch z. B. die Wohnungsverhältnisse. Die riesigen Miethskafernen finden nur in der äußersten Noth der Großstädte ihre Bewohner; die kapitalistischen Wohnungsverhältnisse für Arbeiter in Industriebezirken wie von Krupp, Bullmann in Mülhausen u. s. w. kommen freilich menschlichen Selbstständigkeitsbedürfnissen entgegen, indem sie in höchst „irrationeller“ Weise, keine Einzelhäuser errichten. Wer aber nur darauf aus ist, möglichst billige und möglichst ersparende Einrichtungen auszubedenken, kann sich einen wahren Freund und Helfer nicht nennen. Das Leben ist denn doch dazu da, um erträglich, und nicht um billig gelebt zu werden. Das Billigste wäre sonst, sich sofort begraben zu lassen. Man hat schon scherzend gesagt, das Ueberflüssige sei für den Menschen das Nothwendigste. Wenn nun vom reinen kapitalistischen Standpunkt aus erst bei der täglichen Bettelstuppe das Nothwendigste anfängt, so hat jener Satz insofern auch hier Geltung, als die in Pfennigen nicht ausdrückbare Gemüthsthuung über eine individuell freie Einrichtung des Privatlebens wenigstens nach vollbrachtem Tagewerk zwar freilich dem Brotherrn überflüssig, aber dem Arbeiter um so wünschenswerther erscheint. Das vorliegende Projekt von großen Ab-

fütterungsanstalten ganzer Arbeiterstädte krankt in seiner vorliegenden umfangreichen Gestalt, in welcher es sich als Sozialheilsmittel aufwirft, an völlig falschen Voraussetzungen und falschen Schlüssen; in bescheidenem Umfang und unter anderen Bedingungen, nämlich in der Absicht mildthätiger, palliativer Linderung des tiefsten Elends mögen solche Küchen namentlich im östlichen London viel Gutes wirken können. Von diesem Standpunkt aus können wir die ausführlichen Vorschläge und Berechnungen des Herrn Wolff nur zur Kenntnisknahme empfehlen. Die soziale Frage aber wird nicht auf dem Boden des „praktischen Christenthums“, d. h. des barmherzigen Almosen, sondern nur auf dem des kategorischen Rechtes gelöst werden können.

Wir können den Ausführungen G. R.'s, die sich freilich in den Spalten der „Frankf. Ztg.“ etwas überraschend ausnehmen, im Wesentlichen nur zustimmen.

Das aber, worauf es ankommt, ist: zu konstatiren, daß die Lösung der sozialen Frage durch Verbilligung der Nahrung ein ebenso utopischer Ansturm ist, wie die Lösung der sozialen Frage durch das Sparen.

Das soziale Elend kann nur dadurch beseitigt werden, daß man die Quellen desselben verstopft, die Ursachen beseitigt.

Diese sind aber in der modernen Produktion zu suchen, die dergestalt organisiert oder vielmehr nicht organisiert ist, daß der eigentlichen Arbeiterklasse nur ein geringer Theil des ihr gebührenden Ertrags der Arbeit zufließt.

Dies ist die Wurzel des Uebels, und hier ist die Art anzulegen.

Erhält jeder Arbeiter den ihm gebührenden Theil des Arbeitsertrages, dann, und erst dann, ist die soziale Frage gelöst. Der Rest — wie z. B. vernünftige Kocheinrichtungen u. s. w. — findet sich von selbst.

## Lokales.

b. Die Konferenzen über die Sonntagsruhe begannen am Montag im Polizeipräsidium unter Vorsitz des Gewerethes Herrn von Stillpnagel. Den Verhandlungen wohnten auch Ober-Regierungsrath Friedheim, ein Vertreter der sächsischen Gewerbe-Deputation und andere offizielle Persönlichkeiten bei. Zu den Verhandlungen des ersten Tages waren geladen Vertreter der Seifenfabrik und Berufsgenossen, des Gewerbevereins der deutschen Glasarbeiter, der Lederarbeiter, der Former, der Porzellan- und Glasarbeiter, der Zigarrenarbeiter, der Graveure, Bismarck- und Berufsgenossen, sowie der Schlächter-Innung. Nach zweifelhafte Verhandlungen einigte man sich über folgendes Resümé: „Mit Berücksichtigung der technischen und wirtschaftlichen Ausnahmen erklären die anwesenden Vertreter, daß, wenn die Sonntagsarbeit im Allgemeinen für Arbeitnehmer wie für Arbeitgeber gesetzlich verboten wird, keine Nachteile für den Arbeiter daraus erwachsen, auch das Einkommen des Einen wie des Andern nicht geschädigt wird, weder bei Wochenlohn, noch bei Stückarbeit, da für gewöhnlich die Arbeit am Sonntag resp. Feiertag doch nicht viel werth ist, die Arbeiter aber, welchen kein Sonntag vergönnt gewesen ist, dafür meistentheils am Montag so viel später kommen. — Bei der Vielseitigkeit der Gewerbe und Beschäftigungen lassen sich allgemeine Bestimmungen nicht so leicht festsetzen und sind dergleichen Anordnungen für die einzelnen Gewerbe stets mit besonderer Rücksicht zu behandeln.“ — Gestern tagte eine neue Gruppe, zu der u. A. die Gastwirthe und die Fuhrherren gehörten.

b. Die Schüler-Wochenmarken machen den Eltern rechte Kopfschmerzen. Wochenmarken kann man bei jedem Kondukteur, die Schülermarken kann man nur im Bureau umtauschen, für die vielen Sommerwohner eine schwere Last. Jetzt giebt es wieder eine neue Unannehmlichkeit. Die Marken haben keine Löcher zu ihrer Befestigung. Die scharfen Ränder aber schneiden jeden Faden durch und dadurch gingen häufig Marken verloren. Um dieser Möglichkeit vorzubeugen, befestigte man sie auf einem Buche, statt an der Mappe. Eine neue Verordnung der Direktion bestimmt nun, daß Marken nur Stittigkeit haben, wenn sie an der Mappe befestigt sind.

## Die Fauna Zentral-Sumatra's.

Eine der neuesten Lieferungen des von der niederländischen Sumatra-Expedition herausgegebenen Werkes: „Mittel-Sumatra, Reisen und Untersuchungen der Sumatra-Expedition“ enthält einen interessanten Aufsatz von Joh. F. Snelleman über die Säugethiere und Vögel, welche in den von der Expedition erforschten Gegenden vorkommen.

Als Einleitung zu einer systematischen Uebersicht der mitgebrachten Thiere beantwortet der Verfasser die Frage, was man beim Durchziehen der dortigen Wildnis überhaupt von dem Leben der Thiere zu setzen bekommt, und aus der Antwort ist ersichtlich, wie mühselig es sein muß, als Mitglied einer aus Europäern bestehenden Forschungs-Expedition, welche ein großes Gefolge von Eingeborenen mit sich führt, eine auch nur einigermaßen umfangreiche zoologische Sammlung zusammen zu bringen.

Wenn man bedenkt — sagt Snelleman — in wie vielen Arten die Säugethiere und Vögel auf Sumatra vertreten sind, wie groß diese Säugethiere, und wie prächtig gefärbt die meisten dieser Vögel sind, dann wird man sehr leicht zu der Meinung kommen, daß es vor Allem diese Thiere sein müßten, die auf das Aeußere der sumatranischen Landschaft einen eigenartigen Stempel drücken, die Wald und Land ihren Charakter geben. Und doch ist nichts weniger zutreffend, als dieses; die Fälle, bei welchen wir die Thiere als eine in die Augen fallende Staffage ihrer Umgebung auftreten sehen, wozu nöthig ist, daß sie sich längere Zeit regelmäßig in größerer Anzahl auf demselben Plage aufhalten, waren selten. Ich möchte dazu rechnen die Kolonien von Affen, welche sich am Rande des Waldes erlustigen; die sogenannten fliegenden Hunde, Kalongs, die, nachdem sie im Walde ihre nächtlichen Mahlzeiten eingenommen, gegen die Morgenröthe auf ihre festen Wohnplätze in den entblätterten Bäumen zurückkehren; die weißen Reiher, welche das Buschwerk in einigen Gegenden wie mit riesigen weißen Blumen bedeckt erscheinen lassen; die Schaaren von Tempuas, deren lange, etwas birnenförmige Nestler man oft in Menge an den Zweigen hängen sieht, und die großen Schwärme von Papageien, welche man vor Allem wahrnimmt, wenn gewisse Waldfrüchte reif sind. Aber es würde mir in der That schwer fallen, diesen Beispielen noch weitere hinzuzufügen und bemerkenswerth ist es,

daß wir uns, um dies Wenige beobachten zu können, meistens in die Nähe der Dörfer und keineswegs in die Wälder selbst begeben mußten.

Es ist ein bereits wiederholt angeführtes Faktum, daß der erste Eindruck der sich uns im jungfräulichen Walde von Sumatra aufdrängt, der ist, daß in demselben die Thierwelt schwach vertreten sei. Und wenn man sich nur das Fangen und Beobachten von Thieren in gewissen Grenzen zum Zweck gemacht hat, dann ist dieser erste Eindruck gerade kein angenehmer. Nach und nach lernten wir einsehen, daß die Manier, auf welche wir zu reisen gewohnt waren, wenig dazu angethan war, das Leben der Thiere zu beobachten; und wenn Wallace und Bates nicht bereits den wirklichen Zustand beschrieben und die Ursachen davon klargelegt hätten, dann würde hier unzweifelhaft der Platz sein, auseinanderzusetzen, warum man in den ausgebehten und dicht bewachsenen Terrains, die wir hier behandeln, so selten den Anblick der vielen Thiere genießt, welche dieselben bewohnen, die eben, fast niemals gestört und dadurch scheu und furchtsam, bei dem leisesten Geräusch einen Schlupfwinkel suchen und in dem dunklen Wald auch leicht finden.

Die Wege, welchen wir zu folgen hatten, waren mit wenigen Ausnahmen die gewöhnlichen Verbindungswege zwischen zwei Dörfern oder Gehöften; und stimmen diese Wege auch sehr wenig mit dem überein, was das gebildete Europa sich bei diesem Worte denkt, so mag nicht vergeffen werden, daß von dem ganzen umliegenden Wald solch ein Verbindungswege noch der besuchteste ist, denn fortwährend benutzen Eingeborene diese Pfade; und da die Thiere in ihrem Naturzustande die Gegenwart von Menschen scheuen, war die Aussicht, ihnen dort zu begegnen, sehr gering. Als ungünstiger Faktor kam noch die Größe unserer Reisegesellschaft hinzu; man kann, wie das Sprichwort sagt, mit Trommeln keine Hasen fangen. Unsere Kulis suchten, furchtsam wie sie sind, gerade auf dem einsamen Weg durch lautes Schreien sich selber zu ermuntern und sich einer eventuellen Begegnung mit gefährlichen Bewohnern des Waldes zu erwehren. Dazu kam die große Vagage, die es oft nöthig machte, daß der Weg mit dem Beil freigelegt werden mußte, und aller Lärm, den solch eine sich fortbewegende Krippe unvermeidlich zu Wege bringt, — das Alles hat die Thiere bereits lange vor der Annäherung der Reisenden in die Flucht gejagt.

Verläßt man nun den, wenn man so sagen darf, gebenedeten Pfad und zieht man in den Wald hinein, so werden die Umstände etwas günstiger, obwohl das Forthalten von Sträuchern und Zweigen dann erst recht einen Anfang nimmt und auf weiten Abstand die Anwesenheit von Menschen verräth. Aber dann kann es doch wohl vorkommen, daß man Thieren begegnet, die sonst selten gesehen werden, und so geschieht es denn auch, daß ich zwischen den Klüffen Durian und Hari einen Elephanten bei seinem aus jungen Bambus-Sproßlingen bestehenden Frühstück überraschte. Hier — man vergesse nicht, daß wir auf einem Plage umherirrten, den höchst wahrscheinlich noch keines Menschen Fuß betreten hatte, — hier wurde das Terrain gut, hier war ein günstiger Ausgangspunkt, um zu untersuchen, welche Thiere und wie sie sich in diesem unbekanntem Walde aufhalten. Aber um solche Nachspürungen zu unternehmen, gehe man allein, durch einen oder zwei kräftige Eingeborene begleitet, mit genügendem Lebensunterhalt und einem Minimum von anderen Reisebedürfnissen versehen — oder schließe sich Eingeborenen an, die auf ihre Art und Weise und in eigenem Interesse Jagd auf die Thiere des Waldes zu machen. So ziehen die Elephantenjäger, die in den Padang'schen Hochlanden schon selten werden, in die Wildnis hinein; es glückt ihnen, nach einigem Suchen die Trinksstellen der größeren Säugethiere zu finden, die Punkte am Flusse, welche sie regelmäßig aufsuchen, um ihren Durst zu löschen; dort und in der Nähe wird man sie in größeren oder kleineren Trupps bei einander finden und die Verwunderung über die scheinbare Leere des Waldes wird der Ansicht Platz machen, daß im Innern der undurchdringlichen Wildnis noch eine zahlreiche Thierbevölkerung lebt. Solches erwiefen uns auch die umfangreichen Spuren, welche die großen Dichthäuter in dem weichen Boden hinterlassen; aber wie willkürlich diese Eingeborenen so oftmals auch beim Entkommen oder Absteigen steiler Höhen waren, sie sind doch nur ein trauriger Ersatz für die Erscheinung der Thiere selbst; das Geräusch der sich nähernden Reisegesellschaft machte die Thiere von Stellen flüchten, wo wir bei stiller Annäherung Aussicht gehabt hätten, sie zu sehen. Kleinere Jagden liefern unzweifelhaft eine reiche Quelle des Berufes, aber wer dieselben unternimmt, hat sich gegen eine Menge bekannter und unvorhergesehener Unannehmlichkeiten zu wappnen.

Die Expedition hat weder den Tapir und das Rhino-



Verliert ein Kind seine Marke, so kostet es eine Mark Strafe; außerdem muß man eine Eingabe an die Direktion machen, und in der Zwischenzeit muß das Kind für voll gehalten. Die Gesellschaft würde im Falle eines Prozesses schwerlich gewinnen, denn eine bezahlte Marke hat unter allen Umständen Gültigkeit. Aber wer will sich deshalb einen Prozeß aufhalsen?

**Blindenvorschule.** Am 1. Oktober d. J. wird, wie die „Post“ berichtet, in Verbindung mit der königlichen Blindenanstalt in Steglitz eine Blindenvorschule eröffnet werden. Es ist dies für die Entwicklung der Blindenbildung bei uns ein bedeutender Schritt. Wohl ist es ein schweres Unglück, in immerwährender Nacht einherzuwandeln und auf alle die Freuden verzichten zu müssen, welche das Auge dem Sehenden vermittelt. Doch ist dies bei weitem geringere Theil des Uebels. Die eigentliche Tiefe des Unglücks der Blindheit erwächst aus dem Schicksal, den der Mangel des Auges der körperlichen und geistigen Entwicklung zu bringen droht, und der lebenslängliche Unselbstständigkeit und Hilfsbedürftigkeit zur Folge hat, wenn nicht rechtzeitig der Einwirkung der Blindheit auf die Entwicklung des Kindes entgegen gearbeitet wird. — Da die intellektuelle Bildung überall an die Anschauung anknüpft, die körperliche mit dem Reichtum ihrer Formen sich dem blinden Kinde aber durch das Auge nicht erschließen kann, so bleibt es arm an Anschauungen und Vorstellungen, und ohne rechte und rechtzeitige Führung ist es in Gefahr, geistig zu verkümmern. Und derselben Gefahr der Verkümmern unterliegen auch die Kräfte des Körpers. Das frische fröhliche Spiel mit den sehenden Altersgenossen, das den Körper kräftigt, ist ihm versagt; zum Stillsitzen verurtheilt, bleiben die Gliedmaßen unbeholfen und ungelent; mit dem Auge fehlt weiter dem blinden Kinde der Reiz der Nachahmung des Thuns Anderer, die Hände verharrten in Unthätigkeit, bleiben schlaff, ungeschickt und für die einfachsten Vorrichtungen des täglichen Lebens unbrauchbar. Bedenkt man aber, daß die Hand dem Blinden mag er nun hoffen, einst als Handwerker das Brod seiner Hände zu essen, oder durch Leistungen auf musikalischem Gebiete eine Stellung zu finden, daß die Hand ihm unter allen Umständen beides, Auge und Hand, sein muß, so ist begreiflich, daß die Ausbildung des Blinden nur dann den erhofften vollen Erfolg haben kann, wenn das Kind rechtzeitig, mit dem Beginne der Schulpflichtigkeit, also mit dem 5. oder 6. Lebensjahre, Anstalten übergeben wird, in denen es eine Pflege, Leitung und Führung findet, die der Entwicklungsfähigkeit und Entwicklungsbedürftigkeit sowohl in geistiger wie in körperlicher Beziehung nach allen Seiten hin mit Verständnis Rechnung zu tragen weiß. Die vorhandenen Blindenanstalten pflegen in Rücksicht auf die große Hilfsbedürftigkeit des kleinen fünf- und sechsjährigen blinden Kindes die Fingerringe meistens erst mit dem vollendeten 9. oder 10. Lebensjahre aufzunehmen. Darum sind sogenannte Vorschulen nöthig, denen die Aufgabe zufällt, in der Zeit vom 5. bis zum 9. oder 10. Lebensjahre die beregten, aus der Blindheit für die geistige und körperliche Entwicklung erwachsenen schweren Schäden zu beseitigen und durch treue mütterliche Pflege, wie durch Unterricht an entsprechender Lehr- und Hilfsmitteln, durch Spiel- und Leibesübungen und Handbeschäftigung eine naturgemäße Entwicklung der Kräfte und Anlagen des Kindes zu erwirken. — Nächste einer Vorschule, die in dem Dorfe Waldbühren für die Blindenanstalt in Hannover besteht, wird die Anstalt in Steglitz die erste Blindenvorschule in der preussischen Monarchie sein.

**g. Wie in vielen Branchen,** drängt sich auch in der Uhrenfabrikation immer wieder das Bestreben vor, nur billige Waare zu fabriciren, wodurch es den hiesigen Fabrikanten, welche ein reelles Fabrikat in den Handel bringen, sehr schwer wird, genügenden Abzug für gute Waare zu finden. Die soliden, aber theuren Taschenuhren der beiden deutschen Fabriken in Silberberg und Glashütte finden in Berlin kaum Käufer, dagegen wird den Genfer, wie überhaupt den Schweizer Produzenten der Vorzug gegeben. In der Gebührensabrikation für Stuhlhöhren und Regulatoren leistet die Berliner Industrie in allen Gattungen, sowohl in Metall, als in Holz, in Verbindung mit Metall, Ebenbürtiges mit dem Auslande, aber es drängt sich auch die Neigung hervor, möglichst billig, d. h. minderwerthig zu fabriciren, und dann zieht der Käufer natürlich das Pariser Gebühre dem Berliner Fabrikat vor.

**b. Die Panke,** die Achillesferse Berlins, sucht man nach Möglichkeit unschädlich zu machen. Ein großer Theil des Flußens innerhalb der Stadt ist bereits überwölbt und mit der Ueberwölbung eines ferneren Stückes ist man jetzt beschäftigt. Bei der Gasanstalt in der Müllerstraße wird sogar das ganze Flußbett gepflastert. Wie sauber der Fluß von Natur ist, sieht man am Montag früh, wenn der Müller am Oberwasser seine Schützen öffnet. Dann ist das Wasser zum Trinken. Erst wenn die Gerbereien ihre Thätigkeit beginnen, fängt es an zu — riechen.

zoo, noch den malayischen Bären und die sumatrasische Waldziege gesehen, von welchen wenigstens die erstgenannten doch gewiß das Prädikat selten nicht verdienen. Das sind seit langer Zeit bekannte Thiere, aber die Frage liegt auf der Hand, ob dort unten in der Wildnis nicht Thierformen leben, die man entweder noch garnicht kennt, oder deren Vorkommen an dieser Stelle nicht vermuthet wurde. Die noch junge Entdeckung der sumatrasischen Hasen giebt auf diese Frage eine bejahende Antwort; und was die Vögel betrifft, so ist es unzweifelhaft, daß mit den neuen durch diese Expedition mitgebrachten Arten das Feld noch nicht abgejagt ist, daß ein ruhiges Durchschweifen der weiten Waldgebirge noch Vieles an's Licht bringen wird.

Snelleman giebt darauf eine Beschreibung der in seinen Besitz gekommenen Thiere. Betreffs des sog. fliegenden Hundes oder Kalongs finden wir folgendes aufgezeichnet: Diese Thiere gehören zu den am häufigsten vorkommenden; in den Feldern und Wäldern, überall wo Bäume stehen, kann man darauf rechnen, hier und da Kalongs zu sehen; einige Bäume sind durch den horizontalen Stand ihrer Zweige mehr als andere geeignet, zur Schlafstelle für die tiefen-Fledermäuse zu dienen. Wenn man sich einem Baum nähert, den eine solche Kolonie zum Domizil erwählt hat, scheint es, als ob die entblätterten Zweige eine dicke Reihe birnartiger Früchte trügen. Während des Tages bleiben sie in derselben Haltung ganz ruhig an den Ärgeln der Hinterpfoten hängen; gegen Abend kommt aber Bewegung in die Kolonie. Diese Nachtthiere machen sich auf, um auf den Fruchtbäumen ihr nächtliches Mal einzunehmen, gegen Morgen kehren sie dann an den heimathlichen Ort zurück. Die Jungen klammern sich beim Fliegen an der Mutter fest. Snelleman erzählt, daß er zu Sibjurdjung ein Exemplar mit 1,42 Meter Flügelweite schoß.

Ein Schwarm von diesen Thieren wird uns so leicht nicht wieder aus dem Gedächtnis kommen; es war auf unserer Reise von Malakka Pandjang nach Malakka Labu, quer durch die Wildnis. Unser Reisegefährte war ganz allein von uns fortgegangen und hatte sich verirrt; wir fürchteten das Schlimmste für ihn; mit Van Hasselt sah ich in nicht sehr beneidenswerthem Zustande vor unserer Hütte am Batang Hari, als ein Schwarm Kalongs und einigen Raib einflöpte. Denn nach der Behauptung der Eingeborenen entfernen diese Thiere

b. Einen bösen Streich spielte in der Nacht zum Dienstag ein Rops einem Weißwaarenhändler im Zentral-Hotel. Der Hund bleibt nämlich im Laden die Nacht über als Wächter jurid. In der Nacht zum Dienstag hatte man vergessen, das Schaufenster vom Laden aus zu schließen, und der Hund begann aus langer Weile die Gardinen, Tüll- und Spitzen-Borrräthe im Schaufenster zu zerreißen. Schnell belam er bei seiner seltsamen Arbeit eine Menge lachender Zuschauer, was ihn noch wüthender machte, so daß er nichts im Schaufenster verschonte. Und hinein in den Laden konnte Niemand, da der Inhaber anderwärts wohnte. Am nächsten Morgen besah er seinen Schaden, der etwa 200 Mark betrug.

g. Mit knapper Noth dem Tode entronnen ist gestern Morgen ein Herr von A., welcher erst vor einigen Wochen nach mehrjähriger Abwesenheit von Amerika nach Berlin zurückgekehrt ist. Herr von A. war der Einladung eines seiner Verwandten, eines Berliner Professors, gefolgt, welcher neben einer Regelboote besitzt. Die beiden Herren verknüpften sich gestern Morgen mit Angeln, wobei Herr von A. seinen Platz von einem Boot nach dem andern wechseln wollte. Als er auf das vordere Sitzbrett trat, um nach dem anderen daneben liegenden Boot zu steigen, schlug dieses über und Herr von A. stürzte kopfüber in's Wasser und verschwand zum nicht geringen Schreck des Gastgebers, der sich im Nebenboot befand, in die Tiefe. Trotz der reizenden Strömung der bei Salrow tiefen Havel gelang es Herrn von A., einem geübten Schwimmer, sich wieder emporzuheben und so lange über Wasser zu halten, bis der Professor dem Herrn von A. ein Ruder gereicht hatte, an welchem letzterer sich an das Boot heranzog und sich so rettete.

Mit welcher Unverfrorenheit manche Diebe bei Ausübung ihres lichtscheuen Gewerbes zu Werke gehen, davon hat ein in der Wilmsstraße wohnender Kaufmann St. am vergangenen Sonntag einen recht drastischen Beweis erhalten. Der Genannte hatte sein Dienstmädchen beurlaubt und war selbst mit seiner Gattin schon Vormittags ausgegangen, um Mittags in einer Restauration zu speisen und den Nachmittag im Freien zuzubringen. Wider Erwarten lehrte das Ehepaar aber bereits bald nach Tische heim. Gegen 5 Uhr Nachmittags wurde heftig an der Klingel gezogen. Herr St. wollte sich nicht stören lassen und öffnete auch auf wiederholtes Läuten nicht. Neugierig indessen, wer der Ruhestörer sei, begab man sich in den Korridor, und gewahrte durch die Thüröffnung einen elegant gekleideten Herrn; gleichzeitig aber bemerkte man auf der zur höheren Etage führenden Treppe einen ebenso aufsehenden Kavalier mit Zylinder und Glacehandschuhen angethan. Nochmals ertönte die Glocke, und als wieder die Thür geschlossen blieb, zog der Fremde ein Bund Dietriche hervor und versuchte die Thür zu öffnen. Schon hatte der Dieb zwei Schlösser zurückgeschoben und wollte eben an seine Arbeit die letzte Hand legen, da überkam die Frau St. ein Husten, und dieses Geräusch bewirkte, daß beide Spitzbuben mit rasender Schnelligkeit die Treppe hinabstürzten und entliefen. Allem Anschein nach haben die Diebe das Haus und seine Bewohner genau gekannt, denn vor etwa drei Wochen wurde einem anderen Miether desselben Hauses aus der verschlossenen Wohnung sein ganzes Silberzeug im Werthe von ca. 600 M. entwendet, ohne daß es bisher gelungen ist, von den Dieben eine Spur zu entdecken.

Durch eine gewaltige Detonation wurden gestern die Bewohner des Hauses Langestr. 9 erschreckt. Alles eilte entsetzt auf den Hof, wo gewöhnlich eine Menge Kinder spielten. Ein aufregendes Bild zeigte sich dort den erregten Gemüthern. Beim Aufwinden einer Ladung Holz war in der Höhe des dritten Stockwerks der Strich gerissen und die ganze Last in die Tiefe gestürzt, hierbei eine große in der Mitte des Hofes befindliche Laterne mit massivem Sodel zerstückelnd. Den unten befindlichen Arbeitern war es gelungen, durch einen Sprung zur Seite sich vor dem drohenden entsetzlichen Schicksal zu retten; glücklicherweise erwiefen sich auch die Beschädigungen, daß etwa ein Kind unter den Holzstämmen begraben sei, als grundlos.

N. Unendlich komisch wirkt der Anblick einer „Warnungstafel“ am Johannestisch des Inhalts: „Das Fahren und Reiten auf diesem Platz ist Unbefugten bei Strafe verboten.“ Vater Krenz dünkte der Eingabe sein, auf den diese Warnung Anwendung finden könnte, denn gewöhnlichen Sterblichen dürfte es schwer fallen, über die zwei Meter hohe Einfriedigung, hinter der bekanntlich jetzt die neue Kirche gebaut wird, hindüber zu vollzieren, um dort unbefugt zu reiten oder zu fahren.

Ueber einen schweren Unglücksfall wird uns nachträglich folgende Mittheilung gemacht: Als am 2. d. M. die in der Grenadierstraße wohnende Frau M. einen Kessel mit kochendem Wasser von der Maschine genommen und auf den Fußboden gestellt hatte, fiel ihr dreijähriger Sohn, welcher sich in der Küche befand, rückwärts in den Kessel, wobei er sich erheblich verbrühte, so daß seine sofortige Ueberführung nach der königlichen Klinik erfolgen mußte.

sich niemals sehr weit von bewohnten Gegenden und auch wir mußten deshalb nicht weit von solchen entfernt sein. Später ergab sich aber das Gegentheil — nach jeder Richtung hin lag der erste menschliche Wohnplatz nach Tagesreisen weit.

Verschiedene Reisende haben die Bemerkung gemacht, daß das Fleisch dieser Thiere sehr schmackhaft sei und in einigen Gegenden des Archipels scheint es ein von den Eingeborenen geschätztes Nahrungsmittel zu sein. Unsere Untersuchungen in dieser Richtung lehrten uns, daß man von Kalongs eine gute Suppe kochen könne.

Die Begegnungen, welche die Reisenden mit Tigern hatten, waren, wie es den Anschein hat, nicht so zahlreich, wie sie gewünscht hätten. Der Tiger — so lesen wir in dem Reisebericht — gehört zu denjenigen Thieren, worüber man auf Sumatra oft sprechen hört, die man aber selten zu sehen bekommt. Die Furcht vor Tigern, mit welcher man als Reuling nach Indien kommt, geht denn auch nach und nach verloren; man wird geneigt, das Thier als eine mythische Figur zu betrachten — bis aus dem einen oder andern benachbarten Dorf gemeldet wird, daß Si Anu oder sein Freund von einem Tiger gepackt wurde, als er Morgens früh in den Wald ging. Dann entdeckt man aber wohl die blutige Spur, welche vom Wege in die Wildnis führt, aber nicht den Mörder. Es ist wahr, man sieht wenig Tiger auf Sumatra. Als Reisender, oder wenn man als Beamter auf irgend einen Außenposten gestellt wird, hat man noch eher Aussicht dazu, als die Bewohner eines Hauptplatzes oder einer sehr bevölkerten Gegend. Sie mag übertrieben sein, die Behauptung der Kontrolleur-Frau auf Lolo (zwischen Pandjang und Muara Labu), daß es so lästig sei, jeden Morgen auf den Bänken der Galerie vor dem Hause Gaare der Tiger zu finden, die des Nachts dort schliefen — gewiß ist, daß dieser Platz und seine Umgebung bekannt ist durch die große Anzahl der dort hausenden Tiger und daß die Küche, die, wie es bei indisch-europäischen Wohnungen gebräuchlich, abgeändert auf dem Grundstück stand, zur Zeit unseres Besuches durch einen mit Eisengitter umzäunten Gang mit der Kontrolleurwohnung verbunden war, weil die Tiger Abends über das Grundstück liefen.

Tigerjagd ist selbst in den Gegenden, wo diese Thiere häufiger vorkommen, ein unbekannter Beruf. Tigerjagden wirken, trotz der Prämie, welche die Regierung für jeden

Der Rusterzeichner Sch. betrat gestern Nachmittag das auf dem königlichen Fischmarkt belegene Restaurant von S., ließ sich von dem servirenden Kellner Speisen und Getränke geben, verzehrte beides, spielte ferner Billard und kontrahirte auf diese Weise eine Fehlschuld von 3,90 M. Als Sch. sich mehrere Stunden im Lokal aufgehalten hatte, verließ er dasselbe, nachdem er seine Kopfbedeckung heimlich unter seine Kleider verborgen hatte, ohne seine Fehde beglichen zu haben. Der Kellner, welcher das Fortgehen des Sch. bemerkt hatte, lief demselben nach und verlangte seine Fehlschuld. Sch., welcher wohnungslos und ohne alle Geldmittel ist, wurde wegen Betrug in Haft genommen.

Das im Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater bevorstehende Strauß-Jubiläum hat bereits in hohem Maße das Interesse des Theaterpublikums erregt, wie die zahlreichen Billedestellungen beweisen, welche schon jetzt an der Theaterkasse anlangen. Für den ersten der drei Festabende — Dienstag, den 15. d. M. — ist, wie bereits erwähnt, die 300. Vorstellung vom „Rüftigen Krieg“ bestimmt. Daß gerade diese Operette den Reigen der Jubiläums-Vorstellungen eröffnet, ist um so begreiflicher, als der „lustige Krieg“ der erste große und anhaltende Erfolg war, welchen Direktor Frische in Berlin erzielte. Von jenen Kräften, welche bei der Premiere in der Schumannstraße am 19. Januar 1882 thätig waren, werden am Abend der 300. Aufführung nur zwei wieder dieselben Rollen spielen, welche durch ihre geniale Gestaltungskraft hier fast typisch geworden. Elise Schmidt, die Arluniska, Reinhold Wellhof den „Balthasar“. Alle übrigen Partien sind inzwischen an andere Darsteller übergegangen, welche zum Theil ihre Rollen zum ersten Male in Berlin vorführen. So wird die „Bioletta“ von Fel. Prada und die Elise von Fel. Stein gesungen werden. Die beiden Tenorpartien haben die Herren Weidmann und Steiner inne. Um den Strauß Abenden den Charakter von Festvorstellungen zu verleihen, sind auch die kleineren Partien mit besonderer Sorgfalt besetzt worden und sind dieselben von den Herren Binder, bekanntlich ebenfalls einem trefflichen „Balthasar“, Prada, Hambrook, Neumann und Rosen bereitwilligst übernommen worden.

Polizei-Bericht. Am 2. d. M. verunglückte der drei Jahre alte Sohn des Drechslers Meinko, Grenadierstraße 8, dadurch, daß er in einen mit heißem Wasser gefüllten Kessel, den die Mutter unvorsichtiger Weise auf den Fußboden gestellt hatte, fiel. Er wurde derartig verbrüht, daß er nach der königlichen Klinik gebracht werden mußte. Am 7. d. M. Moogens fiel der auf dem Neubau Bergmannstraße 29 beschäftigte Steinträger Walther, Solmsstraße 36 wohnhaft, etwa 2 Meter hoch von der Leiter und erlitt dabei außer Verletzungen am rechten Ellenbogen eine Verrenkung der Finger der linken Hand. — In demselben Tage Nachmittags wurde der Klempner Lehrling Jastrow, Linienstraße 125 wohnhaft, in der Dranienburgerstraße von den Pferden eines Geschwagens umgestoßen und durch Fußtritte am Kopfe so verletzt, daß er nach dem jüdischen Krankenhause gebracht werden mußte.

## Gerichts-Zeitung.

Wegen verleumdlicher Beleidigung einer jungen Dame war der Handlungsdienst Ernst Theodor Vollgold vom Schöffengerichte zu einer harten Strafe, nämlich zu 3 Monaten Gefängnis verurtheilt worden. Ein Fräulein M., die Tochter des Gymnasiallehrers M. zu Wollburg a. d. Vahn, war bei den Eltern des Angeklagten in Pension gewesen und ausgezogen, als sie eines Tages mit Frau Vollgold in Differenzen gerathen war. Bald darauf erhielt der Vater des Frä. M. sowie auch deren Bruder und ein früherer Lehrer von ihr anonyme Postkarten, in welchen der jungen Dame nachgesagt wurden, welche mit Anstand und Sitte in raffinem Widerspruch standen und wurde das jetzt von ihr bezogene Pensionat als ein „unanständiges“ bezeichnet. Natürlich forschte man nach dem Verfasser dieser anonymen Schmähschriften und fand dem Frä. M. hierbei ein Zufall zu Hilfe. Sie hatte nämlich bei ihrem schleimigen Auszuge aus dem Vollgold'schen Hause aus Versehen ein Schreibheft des Angeklagten mitgenommen und fiel ihr die Nebligkeit seiner Handschrift mit derjenigen des Kartenschreibers aus. Als der Schreibschaffverständige, Ranzleirath Seegel bestätigte, daß die Handschriften identisch seien, wurde gegen den ehemaligen Hausgenossen des Fräuleins die obige Anklage erhoben. Allerdings bestritt derselbe energisch jede Schuld, aber außer dem belastenden Gutachten des Schreibschaffverständigen sprachen die Umstände gegen ihn, daß nach Erstattung der Anzeige weitere Karten nicht eingelaufen waren und dieselben auch einen Verfasser haben mußten, der mit dem Verhältnissen der M.'schen Familie bekannt war. Wie erwähnt, wurde der Angeklagte verurtheilt, er legte aber die Berufung ein und nahm die gestern stattgefundene nochmalige Verhandlung vor der fünften Berufungsstrafkammer des Landgerichts I volle fünf Stunden in Anspruch. Die Vertheidigung hatte sich mit dem Gutachten des obengenannten Schreibschaffverständigen nicht

getödteten Tiger bezahlt, nirgends abgehalten. Einer der Gründe, warum ein Malaye, selbst wenn ihm empfindlicher Schaden zugefügt wurde, so schwer zu einer Tigerjagd bewegen werden kann, ist der, daß er in dem Tiger ein höheres Wesen sieht, als ein vom Geschlechte der Katzen; seinen Ueberlieferungen und seinem Glauben nach ist der Tiger ein mit Sprache begabtes Wesen, das sehr gut weiß, was es thut, und Niemand packt und zerreiht, der es nicht um ihn verdient hätte. Nur nothgedrungen und meist allein, auf Andrängen der niederländischen Beamten, läßt der Malaye sich herbei, eine Falle für den Tiger zu legen, und nur anhaltende Drohungen können ihn dazu bringen, dieselbe in gutem Stand zu halten und fortbauend mit dem nöthigen frischen Nas zu versehen.

Die Beschwerden, die wir auf unserer Reise von diesen Thieren gehabt haben, sind, wie gesagt, sehr geringfügig; unsere Furcht vor ihnen verringerte sich mehr und mehr, so daß schließlich beim Uebernachten unter freiem Himmel sogar das Anzünden von Wachtfeuern zum Abschrecken des blutdürstigen Raubgefabels verabsäumt wurde.

Die Sumatra-Antilope kommt nach Snelleman allerdings noch in Zentral-Sumatra vor, das Thier ist aber zurückgetrieben zu fast unzugänglichen Plätzen, unbestehbaren Kalkfelsen und Bergspitzen. Gesehen, sagt er, haben wir die Thiere nicht, wohl aber fanden wir verschiedentlich ihre Spuren. Wir hatten schon einige Hoffnung, die seltenen Antilopen auf den in der Nähe von Bun belegenen Kalkfelsen anzutreffen, da man uns erzählte, daß sie dort früher vorgekommen, aber seit einigen Jahren nicht mehr gesehen worden seien. — aber vergebens. Auf dem Kalang fanden wir ihre Spuren und Van Hasselt stellte fest, daß sie längs der Abhänge des Pic von Korintje ihre Wohnplätze haben müßten. Selbst auf der Spitze des Pic (3500 Meter) wurden Spuren und Auswürfe der Thiere gefunden.

Wollte man darauf ausgehen, auf diese Antilopen Jagd zu machen und hätte sich zu diesem Zweck ganz als Gensfänger ausgerüstet, so würde man wahrscheinlich nach Befassers Ansicht dann und wann einmal eine Antilope zum Schuß bekommen. Die Beschwerden aber, welche schon mit dem Erklimmen der Berge und Abhänge verbunden sind, dürften wohl so Manchem den Eifer merklich abkühlen, in diesen unwirthlichen Gebirgsgegenden auf die Jagd zu gehen.

begnügt  
Wiese la  
Schreib  
handlung  
verläßlich  
und prä  
Angellag  
sich die  
klagen i  
Ueberein  
unweifel  
erklärte  
abgeben  
lung der  
langte au  
mit den  
sachen z  
Berufung  
an den  
sinnung  
ändern.  
D  
feuern g  
welder h  
Der im  
angestell  
Lage vor  
schwächer  
nahm er  
mit in r  
wechen,  
er jurid  
sah er z  
den Me  
geschloß  
Petroleu  
er das V  
heilige G  
und es u  
beideger  
verursach  
süßter die  
Brandstif  
Lammer  
annalt h  
Berweis  
traße vo  
aber in v  
weil sein  
Fre  
Stenham  
Lorach,  
Schöffeng  
er die G  
Dienstmä  
wreden,  
einer an  
einem r  
Paare au  
schlich v  
war mit  
Worten i  
gelagte  
sängnis  
müßte U  
selber m  
für jeh  
konnte de  
tamen t  
Professor  
die welch  
fängte.  
Kon  
mit Nam  
den Dev  
Rechtmi  
erheblich  
wurde, w  
willkomm  
wirdigle  
falschungs  
Leitendes  
Friedens  
Wiese zu  
neuch de  
h. Juni  
verweifen  
zu. murt  
Sura, ge  
wohlt,  
zu vert  
die d  
Grichtlich  
die rei  
probleme  
par) zur  
a. g. daß  
zu erbe  
nach der  
scheidung  
die Frei  
nahme i  
wischen  
einigen  
Wochen  
gleichfall  
Er in d  
Unschick  
während  
scharbare  
weilber  
Wlein d  
der Fal  
wie An  
fesse ve  
nach o  
me w  
ne w  
eines so  
wird ma  
das ist  
Sicherbe  
billigste  
eine Jold  
bestiecht  
auf freie  
gestellt,  
lein, un  
wangen.  
Schmach  
Er den  
erwarten  
dann las  
dann d  
wie an







